rm.
49

ert

er-

en

P. o. germ. 2049 s

P. o. germ. 2049 s

Feder-Proben

von

J. W. Lembert.

4 Bl. Titel u. Inh. Verz.
254 S. S.
1837.
coll. compl. Ebner

P. o. germ. 2049 s

Sammlung
kleiner
Erzählungen und Novellen.

Feder = Proben.

Eine

Sammlung

kleiner

Erzählungen und Novellen,

von

J. W. Lembert.

Wien,
bey Tendler und von Manstein.
1821.

Lembert Feder-Proben
Ta|68|254
148 BS div

Bayerische
Staatsbibliothek
München

V o r w o r t.

Der Titel dieses Büchleins sagt dem geneigten Leser, was er hier zu erwarten habe — Feder-Proben, flüchtige Geburten müßiger Stunden, die, weit davon entfernt, auf höheren Werth Anspruch zu machen, nur unterhalten wollen. Ein Theil derselben, welcher schon früher im Morgenblatt und in andern Zeitschriften erschienen ist, war wenigstens so glücklich, sich einer günstigen Aufnahme erfreuen zu dürfen.

W i e n, im Januar, 1821.

J. W. Lembert,
k. k. Hofschauspieler.

Inhalt.

Seite.

Die Sängerinn 1
Das Wirthshaus im Walde . . 39
Das Neujahrs-Geschenk. (Bruchstück aus dem Tagebuche eines Hagestolzen) . 55
Das Gewissen 65
Was seyn soll, schickt sich wohl . 93
Die Einquartirung 115
Unschuld und Bosheit . . . 129
Der Liebe Kampf mit der Gefahr . 165
Der Eid am Sterbebette. . . 207
Das Erdbeben von Lima. . . 223

Die Sängerinn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Gesellschaft des Casino hatte sich heute besonders zahlreich eingefunden, aber Krieg und Stadtneuigkeiten, des großen Kaisers abenteuerlicher Feldzug nach Rußland und die Entdeckung einer Diebes-Bande ward vergessen, die schöne Mamsell B — die heute als Donna Anna, in Mozart's Don Juan, die Ohren und Augen der gesammten, wenigstens männlichen Zuschauer entzückt hatte, war der einzige Gegenstand des ziemlich lebhaften Gesprächs. Eine solche Stimme aus einem so schönen Munde und noch schöneren Körper, solch eine Declamation, ein solcher Anstand war in * * * noch nicht gehört, noch nicht gesehen worden. Und was das Wunderbare erhöhete, Mamsell B — war weder Italienerinn noch Französinn, sondern eine Deutsche und noch dazu in * * * geboren und erzogen; dessen ungeachtet ergoß sich Alles zu ihrem Lobe, und Allen schien es unbegreiflich, wie es möglich sey, in drey Monathen — so lange war es, seit ihrem ersten Auftreten — solche Fortschritte zu machen.

Nun Graf, sagte der Chevalier F*** zu dem jungen Grafen L***, der stumm in einer Ecke saß, was fehlt dir? Während wir von dem Lobe der Herrlichen überfließen, sitzest du kalt und in dich versunken? Sollte das himmlische Mädchen vor deinem strengen Richterstuhle nicht Gnade gefunden, solltest Du etwas an ihr auszusetzen haben? Hast du wohl in deinem Leben einen schöneren Fuß? eine herrlichere Gestalt, einen blendenderen Busen, einen rosigeren Mund und sprechendere Augen gesehen? — Ein lauter Seufzer war des Grafen Antwort. — Ach, nun versteh ich, fuhr der Chevalier lachend fort: die kleine Hexe hat dir's angethan! Tröste dich, mein seufzender Schäfer, mit deiner Gestalt und deinem Vermögen findet man überall offne Thüren.

Graf. Ich will doch nimmermehr hoffen, Chevalier, daß du den Engel zur Klasse der gewöhnlichen Sängerinnen rechnest? Hast du vergessen, daß über ihren sittigen Wandel in der ganzen Stadt nur Eine Stimme herrscht, daß sie eben so tugendhaft als schön —?

Chevalier. Tugendhaft? Ha ha ha! Nun wahrlich, Ihr Deutschen seyd ein gutmüthiges Volk, was man Euch nicht Alles weiß machen kann! An die Tugend einer Sängerinn zu glau-

ben! — C'est bien Allemand! würden meine Landsleute sagen, wenn sie das hörten.

Graf. Wer selbst keine Tugend besitzt, kann freylich auch nicht an fremde glauben.

Chev. Lerne Du mich die Sängerinnen kennen! — Folge meinem Rathe: Wirf eine Handvoll Dukaten in die Schürze der Kammerkatze deiner Lukrezia, damit sie den freygebigen schönen jungen Herrn bey ihrer Herrschaft gehörig herausstreiche, dann ziehe deine beste Uniform an, stecke die Finger voll Brillanten, laß dich melden, sprich von deinen Gütern, zeig' ihr deine Equipage, biethe ihr ein rundes Sümmchen als Monathsgeld, und ehe drey Tage vergehen, bist du der Hahn im Korbe.

Graf. Du sprichst wie ein Franzose.

Chev. Danke für's Compliment. Doch der Herr Graf belieben an meinen Worten zu zweifeln, es ist daher an mir, den Beweis zu liefern. Ich will ein feines Liebesbriefchen in deinem Nahmen aufsetzen, das schreibst du ab, und sendest es der Donna, und wenn die Antwort nicht günstig ausfällt, so büße ich den Frevel mit einem halben Dutzend Bouteillen Champagner, im entgegengesetzten Falle bezahlen aber der Herr Graf ein ganzes Dutzend (ihm die Hand hinhaltend). Gilt's?

Graf. Um dich zu beschämen (schlägt ein). Es gilt.

Chev. Schön! Morgen in aller Frühe hast du dein Billet-doux. Ich will gleich mit dem Casino-Wirth sprechen, damit wir morgen Abend lauter echte Tropfen bekommen.

Graf Eduard von L*** war der einzige Erbe eines bedeutenden Hauses, unter der Aufsicht eines biedern Vaters, von einem eben so rechtlichen als klugen Hofmeister erzogen, wuchs der deutsche Jüngling kräftig heran, gleich gesund an Herz und Körper. Freylich hatte der Umgang und das Beyspiel seiner Kameraden in dem halben Jahre, seit er als Lieutenant bey der fürstlichen Garde stand, Manches an ihm verändert und abgeschliffen, freylich hatten Temperament und lockende Gelegenheiten, die dem schönen Jüngling in der verführerischen Residenz nicht fehlten, ihn zu manchem Fehltritt verleitet, doch war es ihm, Dank seinen Grundsätzen, immer noch gelungen, ein unverdorbenes Herz aus dem reißenden Strome zu retten. Sein besseres Gefühl sträubte sich daher gegen die freche Sprache des Briefleins, welches ihm der Chevalier am folgenden Morgen sandte, allein Furcht vor dem Spotte des Weltlings, und der Wunsch, mit der schönen Sängerinn, die einen bisher noch nie empfundenen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, bekannt zu werden, ließen ihm die mißbilligende innere Stimme überhö-

ren, und die Abschrift absenden. Mit ängstlicher Ungeduld sah er der Rückkehr des lang ausbleibenden Bothen entgegen, endlich kam er und brachte folgende Antwort:

„Herr Graf! Was konnte Sie berechtigen, „einem schuldlosen Mädchen, das, wie es sich „schmeicheln darf, einen unbescholtenen Ruf mit „Würde zu behaupten wußte, einen so entehren„den Antrag zu machen? Ist es mein Stand, auf „dem ein so demüthigendes Vorurtheil lastet, der „Ihnen den Muth zu diesem verächtlichen Schritte „gab, so wissen Sie, daß es Ausnahmen von je„der Regel gibt, daß man wahre Tugend nicht „allein in Pallästen, sondern auch in Hütten fin„det, daß ein Gemüth, das von dem himmlischen „Feuer der Kunst erglüht, erhaben ist über das „Laster, in so glänzender Gestalt es sich auch naht. —

„Bedauern dem Manne, der den Glauben an „weibliche Tugend verloren hat. Verachtung dem „Wollüstlinge, der im üppigen Uebermuthe wähnt, „für Geld sey alles feil.“

Julie B —

Erglühend im peinigenden Gefühle tiefer Beschämung stand Eduard bey Lesung dieser Zeilen. Zum ersten Mahle hatte er sich, von Leidenschaft verblendet, zu einem Schritte verleiten lassen, vor dem er erröthen mußte. Er liebte ein

Mädchen, daß ihn als einen Wollüstling verachtete, ein Mädchen, das er, nun er sie erkannt, wie ein höheres Wesen verehrte. Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Er wünschte gut zu machen, sich zu rechtfertigen vor der Geliebten, ihr eine andere Meinung von sich zu geben. Er schrieb einen zweyten Brief an Julie, worin er ihr frey gestand, wie er dazu gekommen, sie zu beleidigen, und mit der Bitte um Verzeihung schloß.

Er hoffte, sie würde antworten; und er so Gelegenheit finden, sie mündlich zu überzeugen, daß er ein so hartes Urtheil nicht verdiene; allein Julie antwortete nicht, und der Graf war in Verzweiflung. — Vergebens suchte er Gelegenheit, Julien zu sprechen, sie fand sich nicht. Nur auf der Bühne sah er die Geliebte, ihr himmlischer Gesang, ihr herrliches Spiel, drückte den Pfeil immer tiefer in sein wundes Herz.

Eines Abends saß er im Parterre und lauschte mit bittersüßen Empfindungen den Nachtigall-Tönen der Angebetheten. Im Zwischenakte erhob sich ein Gespräch über die gefeyerte Sängerinn unter seinen Nachbarn. Man sprach viel von ihrer Kunstfertigkeit, noch mehr von ihrer Schönheit und Sprödigkeit; ein junger reicher Fant zuckte bedeutend die Achseln, und gab, als man ihn um Erklärung bath, deutlich zu verstehen, daß er mit der

schönen Sängerinn auf einem vertrauten Fuß stehe. Entrüstet sprang Eduard auf und nannte den Prahler laut einen unwürdigen Verleumder. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, der mit einer Forderung schloß.

Am folgenden Morgen fand der Zweykampf Statt. Wuth und Durst nach Rache, machten, daß Eduard, der sonst ein geübter Fechter war, seine Kunst vergaß und von seinem Gegner eine tiefe Wunde am Arm erhielt. Da der Streit und die darauf erfolgte Forderung öffentlich im Theater geschahen, so blieb der Zweykampf natürlich nicht verschwiegen. Auch Julie erhielt davon und von der Verwundung des Grafen Nachricht. Gerührt schrieb sie an Eduard nachstehendes Billet:

„Herr Graf! Tief hat mich der Edelmuth ge„rührt, mit welchem Sie sich zum Vertheidiger der „verleumdeten Unschuld aufwarfen, aber eben so „sehr schmerzt es mich auch, daß ich die unschuldi„ge Ursache der Unannehmlichkeit bin, die Ihnen „aus diesem Ritterdienste erwuchs. Möge die Er„klärung, daß Sie sich durch diese edle That voll„kommen in meinen Augen gerechtfertiget haben „und die Bitte um Verzeihung für meine früheren „harten Aeußerungen Ihnen einigen Ersatz ge„währen."

Julie B —

Diese Zeilen und die wiederhohlte Nachfrage Julien's nach seinem Befinden, wirkten so wohlthätig auf den Kranken, daß er nach kurzer Frist das Bett verlassen konnte. Sobald es seine Kräfte verstatteten, eilte er zu Julien, um ihr für die gütige Theilnahme an seinem Schicksale zu danken. Er ließ sich melden — und ward abgewiesen. Nach einer Stunde erhielt er folgendes Billet:

„Herr Graf! Herzlich leid that es mir, Ihren Besuch nicht annehmen zu dürfen. Ich habe „nichts als meinen unbescholtenen Ruf; der Mann, „der so edelmüthig sein Leben für diesen Ruf auf's „Spiel setzte, wird nicht wollen, daß die Stadt „glauben soll, er habe aus Nebenabsichten gehan„delt. Mein Dank und das Bewußtseyn einer edlen „Handlung werden ihm genügen."

Julie B —

Kaum hatte Eduard dieses Billet gelesen, als der Regiments-Adjutant hereintrat und seinen Degen forderte, indem er ihm andeutete, daß er auf allerhöchste Ordre, wegen verletztem Duell-Mandat, zu dreymonathlichem Festungs-Arrest verurtheilt sey.

Es wird dem geneigten Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, etwas von den Verhältnissen unserer schönen Sängerinn zu erfahren.

Julie war die einzige Tochter des Forstraths B —, in früher Jugend verlor sie die Mutter; der Vater, ein kluger Mann, der außer seinem spärlichen Gehalt, nichts besaß, folglich der Tochter kein Vermögen hinterlassen konnte, sorgte dafür, daß Julie sich mit Kenntnissen bereicherte, die sie in den Stand setzten, sich nach seinem Tode ihren Unterhalt zu erwerben.

Mit besonderer Vorliebe betrieb Julie die Musik. Ihre schöne metallreiche Stimme durch einen geschickten Meister ausgebildet, erregte in einigen Privat-Concerten, wo sie sich hören ließ, vieles Aufsehen. Eben hatte sie ihr achtzehntes Jahr erreicht, als ein Schlagfluß den geliebten Vater wegrafte. Allein stand sie nun in der Welt, sich selbst überlassen! Da machte ihr der Director des dasigen Theaters den Vorschlag, sich als Sängerinn der Bühne zu widmen. Er war als ein durchaus rechtlicher Mann allgemein bekannt, und die Anerbiethungen, die er Julien machte, waren glänzend.

Das Vorurtheil, welches auf dem Schauspielerstande lastet, schreckte sie zwar anfangs zurück, aber die Ueberzeugung, daß nicht der Stand den Menschen, wohl aber der Mensch den Stand adeln könne, bestimmte sie, das Anerbiethen anzunehmen.

Mit welchem Glücke sie die neue Laufbahn betreten, wissen wir bereits aus dem Anfange dieser Erzählung.

Julie hatte eine Jugendfreundinn, welche sich vor einigen Jahren mit einem jungen Menschen verheirathete, der früher der zärtlichste Liebhaber, später aber der unerträglichste Haustyrann ward. Das beklagenswerthe Los der Freundinn machte Julien Hymens Bande verhaßt. Sie beschloß, die lästigen Ketten auf immer zu fliehen, und als ein freyes, selbstständiges Wesen bloß der Kunst zu leben; deßhalb vermied sie den Umgang mit Männern, um ihr Herz vor den Gefahren der Versuchung zu bewahren. Viele bewarben sich um ihre Gunst und ihre Hand, da aber ihr Scharfblick hinter den schön übertünchten Larven bald den schmutzigsten Eigennutz oder die roheste Sinnlichkeit entdeckte, so blieb die Ruhe ihres Herzens ungefährtet. Der schöne Graf L *** von dem jeder weibliche Mund der Residenz mit Entzücken sprach, war der erste Mann, der diese Ruhe bedrohte.

Die Art, wie er seinen Fehler wieder gut zu machen suchte, und sein nachheriges anständiges Betragen interessirten sie, die großmüthige Aufopferung, mit welcher er für ihre Ehre in die Schranken trat, die Wunde, die er für sie erhielt, die Strafe, die er ihrentwegen erdulden mußte,

dieß alles rührte sie im hohen Grade. Sie fühlte sich zum ersten Mahle in ihrem Leben einem Manne verpflichtet, einem jungen, schönen Manne, der sie wahrhaft, innig liebte, ihr Herz machte ihr Dankbarkeit zum Gesetz, und wie konnte sie ihm würdiger lohnen, als durch Erwiederung seiner Gefühle; aber wo blieben dann ihre Entschlüsse, ihre Grundsätze? — Vergebens suchte ihr Verstand ihr Herz, wie bisher, zu beherrschen die philosophische Ruhe, auf die sie sich so viel zu gute gethan; war dahin, sie liebte mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe, und wollte es sich nicht gestehen! So waren unter harten Kämpfen drey Monathe verflossen, ohne daß es ihrem Verstande gelungen war, das rebellische Herz zu bezwingen.

Schon breitete die Nacht ihre dunkeln Fittige über die Residenz, als Graf L*** seiner Haft wieder entlassen, vor seiner Wohnung abstieg. Er hatte seine Strafe gern geduldet, denn er litt ja für die Geliebte und fühlte eine Art von Stolz darin. Das Andenken an sie gewährte ihm in seiner Einsamkeit reiche Unterhaltung, und gerne würde er seine ganze Lebenszeit auf der Festung zugebracht haben, hätte nur Julie sein Gefängniß getheilt. Sein erster Gang nach seiner Zurückkunft war in die Straße, wo Julie wohnte. Er sah noch Licht in ihrem Zimmer, obgleich Mitternacht

schon vorüber war. Selig in dem Bewußtseyn, der Geliebten wieder nahe zu seyn, stand er, nach ihrem Fenster starrend, da, in der Hoffnung die Geliebte selbst, oder wenigstens ihren Schatten zu erblicken. Da ward es immer heller in der Stube, das kam ihm seltsam vor, als er aber die zersprungenen Fenster klirren, die Gardinen hell auflodern sah, da ward ihm das furchtbare Räthsel klar. Wie ein Rasender stürmte er gegen das verschlossene Hausthor. Das morsche Holz wich der Kraft des Starken, die Thüre stürzte ein und Eduard die Treppe hinauf zu Juliens Zimmer. Rauch und Dampf quoll ihm entgegen. Er erbrach den Eingang, aus dem ihm die Flamme entgegen schlug, er achtete das versengende Feuer nicht, und sprang muthig in das Gemach. Ein leises Röcheln erscholl aus einer Ecke, er ging darauf zu, tastete um sich, fühlte einen weiblichen Körper, ergriff ihn mit starkem Arme und trug ihn durch Rauch und Flammen in's Freye, wo er betäubt mit der süßen Last niedersank.

Julie hatte die üble Gewohnheit, des Nachts im Bette zu lesen. Sie hatte an jenem Abend eine angreifende Rolle gespielt, deßhalb schlief sie, was ihr bisher noch nicht geschehen war, unter dem Lesen ein, das abgebrannte Licht ergriff die Gardinen des Bettes, die Flamme schlug empor, Ju-

sie erwachte von der Hitze und dem Dampf, sie versuchte sich zu retten, sank aber betäubt in der Ecke nieder, wo sie der Graf dem Ersticken nahe fand.

Eduard hatte sich bald wieder erhohlt, mit der zärtlichsten Sorgfalt war er bemüht, die noch immer Ohnmächtige in's Leben zurück zu bringen, endlich schlug sie die Augen auf, und starrte befremdet den Grafen an, der ihr Haupt in seinen Armen hielt; als man ihr aber erzählte, mit welcher Aufopferung er sie der Gefahr entrissen habe, da verkündete ein zärtlicher Blick und ein sanfter Druck der Hand dem Seligen das nahe Glück der Liebe.

Das Feuer war indessen gelöscht worden, der Schade war nicht bedeutend, Julie konnte in den noch unversehrten Theil ihrer Wohnung zurückkehren. Eduard begleitete sie dahin, und erhielt beym Abschied, nebst einer warmen Danksagung, die erflehte Erlaubniß, sich morgen wieder nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen.

Diese Nacht hatte über Juliens Schicksal entschieden. Dahin waren ihre Entschlüsse, ihre Grundsätze, ihr Herz hatte die Fesseln, unter denen es bisher seufzte, zersprengt und verlangte seine Rechte, unbekümmert um die Meinung der Welt und die Einwürfe des mißbilligenden Verstandes.

Eduard kam anfangs einige Mahl die Woche, endlich alle Tage. Julie nahm es sich oft vor, der Schicklichkeit ein Opfer zu bringen, den Umgang mit ihm, der doch zu keinem glücklichen Ende führen konnte, abzubrechen, aber ihr Herz, dieser mächtige Usurpator, hatte der leitenden Vernunft die Zügel der Regierung entrissen — sie vermochte es nicht, so oft sie sich's auch vornahm.

Zeit und Gelegenheit sind mächtige Feinde, wenn sie mit einem liebenden Herzen im Bunde stehen; nach wenig Wochen küßte Eduard das lange bekämpfte Geständniß, daß er geliebt werde, von den zitternden Lippen der Erliegenden.

Julie sah die Kluft, die sie von dem Geliebten trennte, und die Unmöglichkeit, jemahls die Seinige werden zu können, wohl ein, aber ein liebendes Herz verlangt nichts als Liebe, es schwelgt im seligen Genuß der Gegenwart, unbekümmert um die Gewitterwolken, die im Hintergrunde der Zukunft aufsteigen.

Eduard war der glücklichste Sterbliche. Ein neues Leben war ihm aufgegangen, was er nur in süßen Träumen zu ahnden wagte, war zur Wirklichkeit geworden, er war geliebt von ihr, die er anbethete! So verstrichen in glücklicher Sorglosigkeit mehrere Monden, als Eduard plötzlich die Nachricht erhielt, sein Vater sey gefährlich krank. Mit

zärtlicher Besorgniß eilte der gute Sohn an das Krankenlager des Vaters, aber er kam zu spät, eine Stunde vor Eduards Ankunft hatte der Greis vollendet, sein letztes Wort war Segen über den geliebten Sohn. Tief fühlte Eduard den unersetzlichen Verlust!

Des Verstorbenen Bruder war Minister, ein kluger; aber eben so stolzer Mann, der für nichts Sinn hatte, als für Glanz und Größe. Er ward, nach des Vaters Willen, der Vormund des noch minderjährigen Eduard. Auf seinen Befehl mußte der Neffe das Militair quittiren, und sich dem diplomatischen Fache widmen; denn der Minister hatte den Plan, durch Eduard den Glanz seines Hauses zu erhöhen. So wenig der Neffe auch Neigung zu dieser Laufbahn hegte, so mußte er doch dem mächtigen Günstlinge des Fürsten gehorchen.

Er ward Legations-Rath, und weihte sich seinem Geschäfte mit doppeltem Eifer, um nach vollendeter Arbeit um so länger bey Julien weilen und in ihren Armen Ersatz für das trockne Aktenleben finden zu können. Sein Onkel war von seinem Umgange mit der Sängerinn wohl unterrichtet, aber er lächelte zu der Galanterie; wofür er Eduards Liebe hielt.

Bald darauf zeigte sich eine glänzende Parthie für Eduard, der Minister ließ ihn rufen. Neffe,

sprach er zu dem Erstaunten, es wird Zeit, daß du dich fixirst. Der Mann von Kopf wählt jedoch mit gehöriger Vorsicht, und da Vorsicht, wie du aus Erfahrung wissen wirst, eben nicht die größte Tugend junger Männer ist, so habe ich dir die Mühe erspart, und für dich gewählt. Du wirst hoffentlich mit meiner Wahl zufrieden seyn, denn es ist eine Parthie, gegen die Niemand etwas einzuwenden haben kann. Adel, Reichthum, Connexion, Jugend, kurz, Alles, was sich ein junger Mann wünschen kann, der sein Glück bey Hofe machen will. Ich darf dir nur den Nahmen nennen, um jeden Zweifel zu heben. Es ist die junge Gräfin N***.

Eduard (bestürzt). Wie, theurer Onkel, ich sollte — ?

Minister. Morgen früh um 10 Uhr bey ihr vorfahren, sie dann täglich besuchen, und nach vier Wochen um ihre Hand anhalten. Es ist Alles eingeleitet, du hast keinen Korb zn befürchten.

Eduard. (sich vergessend). Nimmermehr!

Minister. (beleidigt). Was war das? — Ich will nicht hoffen —

Eduard. (hat sich indessen gesammelt.). Verzeihen Sie, gnädiger Herr Onkel, ich — ich fühle noch keine Neignng zum Ehestande.

Minister. Keine Neigung, in deinen Jah-

ren? das mache du einem Andern weiß. Mit einem Worte, du heirathest die Comtesse.

Eduard. Es thut mir leid, Ihnen nicht gehorchen zu können, denn ich bin fest entschossen, mich nicht zu vermählen.

Minister. Possen! Abgeschmackte Grillen! — Eduard, ich rathe dir Gutes! Laß es nicht zum Aeußersten kommen. Du mußt die Gräfinn heirathen, ich habe mein Wort gegeben; dein eigener Vortheil erfordert es und folglich mußt du gehorchen.

Eduard. Soll ich meinem Herzen zum Trotz? —

Minister. Wie lächerlich! Seit wann ist es in unserer Familie Sitte, bey Vermählungen das Herz um Rath zu fragen? Hier hat allein der Verstand zu sprechen. — Oder sollte etwa die Liebeley mit der Theaterprinzeßin — ?

Eduard. Halten Sie ein, Herr Onkel, denn bey Gott, ich würde es nicht gelassen anhören, wenn Sie sich Lästerungen gegen eine Person erlaubten, die ich zu schätzen die größte Ursache habe.

Minister. Aha, kommt der Wind daher? Wohlan, junger Herr, geh' du nach Hause, überlege dir meinen Vorschlag, und bist du heut über vier Wochen nicht mit der Gräfinn verlobt, so werde ich deine Prima Donna an einen Ort brin-

gen lassen, wo ihr die Lust wohl vergehen soll, ihr Netz nach dir auszuwerfen. — Mit diesen Worten entfernte sich der Erzürnte.

Eduard kannte seinen Onkel und seine Gewalt, er wußte, daß man ihn aufs Empfindlichste beleidigte, wenn man seinem Willen widerstrebte, er zitterte für die Geliebte, und faßte, von Verzweiflung gespornt, den Entschluß, einen entscheidenden Schritt zu wagen.

Er bekannte seinem Onkel in einem Briefe seine Liebe zu Julien; und erklärte, daß nichts auf der Welt ihn vermögen werde, seine Hand einer Andern zu reichen, daß er Vermögen- und Familien-Verhältnisse nicht achten und der Gewalt bis zu seinem letzten Hauche trotzen werde. — Der Minister war ein viel zu gewandter Höfling, um öffentlich mit dem Feuerkopfe eines Verliebten anzubinden, es standen ihm ja noch der Mittel mehrere zu Gebothe, die ohne Aufsehen zum erwünschten Ziele führten. Er erwähnte der Heirath mit keinem Worte mehr, ließ sich aber durch seine Spione genau erkundigen, und baute auf die Nachrichten, welche ihm hinterbracht wurden, seinen Plan.

Eduard, von der verstellten Freundlichkeit seines Onkels getäuscht, vergaß das Vergangene und lebte beglückt durch Juliens Liebe wie vorher.

Aber plötzlich verlor Julie ihre heitere Laune, sie ward zerstreut und niedergeschlagen, tiefe Seufzer entquollen unwillkührlich ihrer Brust; sogar Thränen füllten manchmahl ihr Auge. Wenn Eduard es bemerkte, suchte sie sich zwar zu fassen und heiter zu scheinen, oder schob, wenn sie nicht anders konnte, ihr sonderbares Betragen auf ein Uebelbefinden, welches ihr eine nahe Krankheit prophezeihte, und wirklich fand sie Eduard, als er sie nach einigen Tagen wieder besuchte, krank im Bette. Der Arzt, den Eduard über ihren Zustand befragte, zuckte bedenklich die Achseln. Von nun an wich Eduard nicht mehr von ihrem Bette, ausser wenn seine Amtsgeschäfte ihn abriefen. Eines Abends, als er aus dem geheimen Kabinette mit hastigen Schritten durch die Strassen zu der Geliebten eilte, kam ihm Juliens Mädchen weinend entgegen und verkündigte ihm schluchzend, ihre Herrschaft sey vor einer Viertelstunde — verschieden.

Von der schrecklichen Bothschaft betäubt, taumelte Eduard an einen Pfeiler! Als er seiner Sinne wieder mächtig ward, raffte er sich auf und stürzte in Julien's Wohnung. Da lag sie, die Geliebte, starr mit geschlossenen Augen — eine Leiche! Verzweifelnd warf er sich über die Entseelte hin, als wollte er ihr mit seinen Küssen neues Leben einhauchen, vergebens, sie blieb todt. Er hat-

te keine Sprache, keine Thräne für seinen Schmerz, der aber eben deßhalb um so gieriger in seinem Innern wüthete. Vergebens suchte man ihn von der Leiche zu entfernen, wüthend stieß er die helfende Hand des Arztes von sich, bis er endlich erschöpft und ohnmächtig niedersank.

Man brachte ihn nach Hause. Schon am nächsten Morgen zeigten sich Spuren eines heftigen Fiebers. Mehrere Wochen lag er ohne Besinnung da, und die Aerzte zweifelten an seinem Aufkommen. Seine ungeschwächte Natur siegte endlich, er genas, obgleich langsam.

Sein erster Gang nach der gänzlichen Wiederherstellung war, obgleich der Arzt es ausdrücklich verbothen hatte, nach Juliens Grabe; hier vergoß er heiße Thränen. Täglich wiederhohlte er diesen Gang; todt für Alles, was um ihn her vorging, hatte er nur Gefühl für den Schmerz über seinen unersetzlichen Verlust. Sein Onkel versuchte es umsonst, ihn aufzuheitern, und als er endlich seinen ehemahligen Vorschlag, in Ansehung von Eduards Vermählung wiederhohlte, erklärte dieser fest und bestimmt, daß er sich nie verheirathen würde. Der Minister verbiß seinen Aerger und hoffte von der Zukunft.

Um jene Zeit gab Preußen dem unterjochten Deutschland das große Beyspiel, indem es die

schmähligen Ketten französischer Tyranney sprengte. Der Gedanke, für Freyheit und Recht ein freudenloses Leben zu enden, beseelte die erschlafften Lebensgeister Eduards mit neuer Thatkraft. Heimlich verließ er sein Vaterland, das noch im Joche seufzte, und ließ sich, unter fremden Nahmen, bey einem preußischen Freykorps anwerben. Verachtung des Todes machte ihn zum Helden, das Gefährlichste unternahm er am liebsten. So kam es, daß er bey einem Vorposten-Gefechte, dem fliehenden Feinde nachsetzend, sich zu weit von seinen Kameraden entfernte, umringt und nach einer wüthenden Gegenwehr vom Pferde gerissen und gefangen ward.

Mit fünfzig Unglücksgefährten brachte man ihn über Frankfurt nach Frankreich. Die Gefangenen wurden streng bewacht und durften mit Niemanden aus dem Publikum sprechen; bey Tage transportirte man sie unter starker Bedeckung von Station zu Station, bey Nacht wurden sie in Casernen, Schlösser oder Kirchen gesperrt.

Endlich kamen sie, nach einem langen beschwerlichen Marsche in Ch** ihrem Bestimmungsorte an.

Als der Zug durch die Straße ging, welche nach dem festen Schloße führte, hörte Eduard, der in Gedanken versunken, vor sich hinstarrte,

einen lauten Schrey, er blickte auf und sah, einige Schritte hinter sich, eine Dame, die ihrer Begleiterinn ohnmächtig in die Arme gesunken war. Die Gestalt zog ihn an, er wollte stehen bleiben, aber die escortirenden Gensdarmes ermahnten ihn mit harten Worten vorwärts zu gehen. — Er gehorchte.

Auf dem Schlosse wurden die Gefangenen in einen engen dumpfigen Saal gesperrt, den sie, ohne Begleitung der Wache, nicht verlassen durften. Eduard trug sein hartes Los mit männlicher Fassung, die Hoffnung, bald ausgewechselt, oder durch seine siegenden Landsleute befreyt zu werden, belebte seinen Muth.

Auf dem Schlosse war auch die Caserne der Invaliden, welche das Schloß und die Gefangenen bewachten. Jeden Morgen kam ein kleiner Junge mit Weißbrot und Branntwein in die Caserne, und hernach auch, von einem wachhabenden Soldaten begleitet, in den Saal der Kriegsgefangenen, um seine Waaren zu verkaufen. Eduard hatte ihm dann und wann auch ein Brot abgekauft. Eines Morgens kam der Junge wieder und both Eduard seine Waare an, dieser wollte heute nichts kaufen. „Kauft nur, Herr Soldat, sagte der Junge, mit einem bedeutenden Blicke, es wird Euch nicht reuen, meine Waare ist heute

besonders gut.“ Diese Worte, mehr noch die Winke des Buben, fielen Eduard auf. Er griff in den Korb und wollte ein Brot nehmen. „Nicht doch, Herr, sprach der Junge, indem er ihm hastig eine Semmel in die Hand drückte, diese nehmt, und Ihr werdet mit Eurem Kaufe zufrieden seyn.“ Eduard nahm, und der Junge verschwand.

Kaum hatte sich der Knabe entfernt, als Eduard in einen Winkel eilte, um seine Semmel zu untersuchen; er brach sie und fand einen Zettel folgenden Inhalts: „Mein Herr! Eine Dame, die, „falls sie sich nicht irrt, an Ihrem Schicksal gro„ßen Antheil nimmt, glaubte in Ihnen den Gra„fen L*** aus *** zu erkennen, hat sie recht ge„sehen, so werden Sie ersucht, dem Bäckerjun„gen, wenn er Sie morgen fragt: „Nun Herr? „hat Euch Eure Semmel geschmeckt?“ Ja, zu „antworten; hat sie sich aber geirrt, auf obige „Frage Nein zu erwiedern. In jedem Falle kön„nen Sie auf thätige Unterstützung zählen.“ Diese Zeilen setzten Eduard in großes Erstaunen. Wer konnte die Dame seyn, die an seinem Schicksal so großen Antheil nimmt? Wie konnte man ihn hier kennen, da außer ihm selbst, Niemand seinen wahren Nahmen wußte? Das Billet war in französischer Sprache geschrieben, die Hand kam ihm bekannt vor, gleichwohl konnte er sich nicht entsinnen, wo er sie

gesehen habe. Der übrige Tag und die daruf folgende Nacht dünkte ihm eine Ewigkeit, endlich brach der ersehnte Morgen an, endlich schlug die Stunde, wo der Junge zu kommen pflegte, aber es schien, als ob sich ein böses Schicksal gegen Eduard verschworen habe, um seine Ungeduld auf die Folter zu spannen, schon vor Dreyviertelstunden hatte es sieben Uhr geschlagen, und kein Knabe kam. Endlich, nach acht Uhr, öffnete sich die Pforte, der sehnlichst Erwartete trat herein und näherte sich dem ihm entgegenkomenden Eduard mit der Frage: „Nun Herr, hat Euch Eure Semmel geschmeckt?“ Ja, rief Eduard hastig. „So kauft heute diese, „erwiederte der Junge, indem er ihm eine Sem„mel in die Hand schob, sie wird Euch nicht min„der gut schmecken.“

Eduard nahm, bezahlte, eilte in seinen Winkel, brach die Semmel, und fand abermahls einen Zettel. „Wenn dieser Zettel in Ihrer Hand „ist, so habe ich recht gesehen, so sind Sie Graf „L* * *. Erfahren Sie nun, was Ihnen zu wis„sen nöthig ist. Ihre Landsleute sind über den „Rhein gegangen, und nähern sich siegreich der „Hauptstadt. In Kurzem werden Sie auch bey „uns seyn. Wer weiß, wie bald der Befehl an„langt, die Gefangenen in Sicherheit zu bringen, „und wohin werden Sie dann transportirt werden?

„Der Gefahr vorzubeugen, und Sie in Freyheit „zu setzen, sind von ihrer Freundinn die gehörigen „Anstalten getroffen. Suchen Sie es zu veranstal„ten, daß Sie morgen in die Stadt zum Ein„kauf geschickt werden. In der breiten Straße, „bey dem großen gelben Hause, wird ein Mann „im braunen Rock den Sie bewachenden Soldaten „ansprechen, und ihn in ein tiefes Gespräch ver„wickeln, nützen Sie den günstigen Augenblick; „wenn die Wache Ihnen den Rücken kehrt, sprin„gen Sie schnell in den Thorweg und schlagen die „Thür hinter sich zu. Im Hause werden Sie Je„manden finden, der Sie in Sicherheit bringt. „Besorgen Sie keinen Verrath, Sie können kei„ne treuere Freundinn finden, als die Schreiberinn „dieses Billets."

Wenn schon das erste Billet Eduards Erstaunen erregte, so vermehrte es dieses in hohem Grade; doch der Gedanke an Freyheit, das süße Gefühl, welches ihm die Nachricht von den Siegen der Deutschen einflößte, überwog Alles, und bestimmte ihn, den Rath der Unbekannten zu befolgen. Leicht ward es ihm, die Erlaubniß zu erhalten, den Einkauf der Lebensmittel für die Gefangenen besorgen zu dürfen. Sobald es Tag geworden war, machte er sich von einer Wache begleitet, auf den Weg. Mit pochendem Herzen betrat er

die breite Straße, in deren Mitte er bald das große gelbe Haus erblickte. Schon waren sie kaum zwanzig Schritte mehr von dem Thor des bezeichneten Hauses entfernt, und noch ließ sich kein Mann im braunen Rocke sehen. Noch drey Schritte, und sie standen an der rettenden Pforte, der braune Mann kam noch nicht. Plötzlich rief es hinter ihnen: Matthieu! Eduard und der Invalide wendeten sich, und siehe da, ein ältlicher Mann im braunen Rocke eilte auf den Soldaten zu, grüßte ihn, und sprach eifrig, aber leise mit ihm; der Soldat schien über das, was ihm der Mann erzählte, verwundert und bestritt seine Meinung, der Mann wußte aber immer mehr zu erzählen, nahm endlich den Invaliden, um, wie es aussah, von dem Gefangenen nicht gehört zu werden, einige Schritte abseits, jener vergaß über die Erzählung seines Gefangenen und hatte nur Augen und Ohren für den Erzählenden.

Diesen Augenblick ergriff Eduard, schnell sprang er in's Haus und schlug das Thor hinter sich zu. Im Hause stand eine ältliche Frau, die ihm schnell einen großen Mantel umwarf, einen großen Hut in die Stirne drückte, und ihn mit den Worten: „Folgen Sie mir getrost," durch eine Hinterthür wieder in's Freye zog. Er folgte seiner Führerinn durch mehrere Quergäßchen, endlich

hielt sie am äußersten Ende der Stadt vor einem kleinem Häuschen. „Wir sind am Ziele, sprach „sie zu Eduard, belieben Sie herein zu treten.“ Eduard folgte ihr in das Hintertheil des Hauses, wo sie eine, hinter Holz versteckte, Thür öffnete, die in ein zwar kleines, aber artig meublirtes Zimmerchen führte. „Hier sind Sie sicher vor jeder Entdeckung, fuhr das Weib fort, Sie sollen mit allem Nothwendigen reichlich versehen werden, bis sich die Mittel zu Ihrer sichern Flucht gefunden haben, oder ihre siegenden Landsleute bis zu uns vorgedrungen sind. „Wem verdanke ich aber alle diese Wohlthaten fragte der Erstaunte?“ „Ihre Freundinn heißt Mademoiselle Duprè, sie hat Ihre Flucht veranstaltet, und mir das nöthige Geld gegeben, um Sie mit Allem versorgen zu können, denn ich bin eine arme Witwe, die nichts hat, als dieß Häuschen und ein kleines Gärtchen, und ich wäre ohne die Unterstützung der guten Mademoiselle Duprè in diesen harten Zeiten längst zu Grunde gegangen.“

Wer ist denn Mademoiselle Duprè? frug Eduard. — „Ein wahrer Engel an Leib und Seele, erwiederte die Alte, ganz Ch** liebt sie, denn sie ist so gut als schön. Die Armen verehren sie wie ihre Schutzheilige, denn sie ist so mildthätig.“ — Aber woher kennt sie mich? unterbrach

Eduard die Erzählende — „Ja, mein Herr, antwortete die Frau, darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben, denn das hat mir Mademoiselle Duprè nicht gesagt, auch habe ich meine gemessene Ordre von ihr. Sie werden daher verzeihen, wenn ich manche Ihrer Fragen unbeantwortet lassen muß. Machen Sie sich's jetzt hübsch bequem, ich will für Ihr Mittagsmahl sorgen." — Bey diesen Worten machte sie einen Knix, entfernte sich, und überließ den erstaunten Eduard seinen Betrachtungen.

Die Alte hielt redlich Wort, sie versorgte ihn reichlich mit allen Bedürfnissen, aber so gesprächig sie auch sonst war, so stumm war sie auch, wenn er sie über Mademoiselle Duprè ausforschen wollte.

Am zwölften Tage seines Aufenthalts in dem Häuschen, bemerkte er deutliche Spuren der Unruhe und des Kummers in dem Gesichte der Wirthinn, als er den Nahmen Duprè nannte, traten ihr sogar Thränen in die Augen, allein sein Bestreben, die Ursache derselben zu erforschen, blieb fruchtlos.

So waren vier Wochen verflossen, als ihn eines Morgens die Alte mit der Nachricht überraschte: die Alliirten seyen nur noch sechs Meilen von Ch** entfernt, man sehe in den nächsten Tagen einer entscheidenden Schlacht entgegen; und

wirklich hörte man schon am Morgen des dritten Tages eine heftige Kanonade, die immer näher zu kommen schien. „Jetzt ist unser Los entschieden, sprach die eintretende Alte zu Eduard, die Unsrigen retiriren, schon sind Haufen von Flüchtigen an der Stadt vorüber gezogen, noch vor Abend sind die Feinde da!" Diese Worte waren Musik für Eduards Ohren. Die Stunde seiner Befreyung war nicht fern, er sollte wieder Deutsche sehen, als freyer Mann die Bahn des Ruhm's wieder verfolgen, und, was ihm am meisten am Herzen lag, die Unbekannte kennen lernen, die ihm ein helfender Engel ward. Die Prophezeihung der Alten traf ein, schon des Mittags brachte sie ihm die Nachricht, ein preussisches Regiment habe die Stadt besetzt.

Ungesäumt wollte der Erfreute sich auf den Weg machen, um sich bey dem Commandanten zu melden, da hielt ihn die Alte zurück und sagte: „Mein Herr, Sie sind jetzt wieder im Besitz ihrer Freyheit, aber Ihre Wohlthäterinn der Sie dieses köstliche Gut verdanken, schmachtet um Ihrentwillen im Kerker, an Ihnen ist es jetzt, die heilige Schuld der Dankbarkeit abzutragen."

Hastig bath Eduard um Erklärung dieser Worte, da erfuhr er: Mademoiselle Duprè habe jenen Bäckerjungen bestochen, um ihm die Mittel

zur Flucht zu geben, der Junge nicht gewohnt, so viel Geld zu besitzen, sey unvorsichtig damit umgegangen, das habe Verdacht erregt, man habe ihn eingezogen, und schon im ersten Verhöre habe er Alles gestanden. Hierauf ward Mademoiselle Duprè verhaftet, sie habe es nicht läugnen können, seine Flucht befördert zu haben, um die Richter irre zu führen, habe sie vorgegeben, er habe, von ihr mit einem falschen Passe versehen, den Weg nach dem Rhein eingeschlagen; jetzt schmachte sie als Verbrecherinn im Gefängnisse. — Kaum hatte die geschwätzige Alte ihre breite Erzählung geendet, als Eduard zu dem Commandanten eilte, seine Begebenheit erzählte und sich dessen Verwendung für die Befreyung seiner Wohlthäterinn erbath.

Zufällig war der Maire der Stadt gerade bey dem Commandanten, leicht wurde es diesem, von ersterem eine schriftliche Ordre zur Entlassung der Gefangenen zu bewirken. Auf den Flügeln der freudigsten Ungeduld flog Eduard ins Gefängniß, übergab dem Aufseher die Ordre des Maire's, und folgte ihm einen langen finstern Gang hinab, an dessen Ende der Aufseher eine schwere eisenbeschlagene Thüre öffnete. Eduard trat in ein kleines Gemach. In einer Ecke saß an einem Tische, den Rücken gegen die Thür gekehrt, den Kopf auf die

Hand gestützt, eine weibliche Gestalt, sie schien in tiefen Gedanken versunken, aus denen sie weder das Knarren der Thür, noch das Geräusch der Eintretenden störte. Mademoiselle, begann Eduard nach einer Pause, — da blickte die Gefangene auf, und Eduard bebte mit dem Geschrey „Julie!“ erschrocken zurück.

Sie war es — es war Julie B —

Der Minister, Eduards Oheim hatte sich durch Spione von Juliens edlem Herzen überzeugt, er fand zu seinem größten Erstaunen, was er bisher für unmöglich gehalten, daß auch auf den verrufenen Brettern der Bühne wahre Tugend zu finden sey. Diese unerwartete Entdeckung warf seinen fein angelegten Plan über den Haufen, er mußte auf einen neuen denken. — Unter seinen Sekretairen hatte er einen gewandten schlauen Franzosen Namens Duprè, der sich zu allen Schandthaten gebrauchen ließ, seine Sache aber immer so künstlich einfädelte, daß kein Verdacht auf ihn fiel, und er in ganz *** als ein rechtschaffener Mann bekannt und geehrt war. Dieser Duprè hatte sich auch in das Vertrauen des verstorbenen Forstraths B — zu stehlen gewußt, und war bey seinen Lebzeiten oft in seinem Hause ge-

wesen; ihn erwählte der kluge Minister zum Werkzeug.

Eines Morgens ward Julie durch einen Besuch von dem vorgeblichen Freunde ihres Vaters überrascht. Nach einer langen Vorrede entdeckte ihr Duprè, wie er aus alter Liebe und Freundschaft für ihren verstorbenen Vater gekommen sey, sie, auf die Gefahr, sein karges Stück Brot einzubüßen, vor Unglück und Schaden zu warnen. Er vertraute ihr, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Minister fest entschlossen wäre, seinen widerspenstigen Neffen auf die Festung zu sperren, und, falls er sich binnen einem Monath nicht entschlöße, der jungen Gräfinn N** die Hand zu reichen, ihn lebenslänglich dort verwahren zu lassen; daß der Minister über Julien wüthe, und daß er nicht einmahl für ihre Freyheit gut stehen möchte. Dabey machte er sie auf die Allmacht des Ministers aufmerksam, die man allgemein kannte und fürchtete.

Erschrocken bath ihn Julie um Rath. Ja, liebes Kind, erwiederte der Schlaue, hier ist Gefahr vorhanden, hier kann nur ein rascher Entschluß retten. Und welcher? fragte Julie. Nur wenn der junge Graf Ihnen entsagt, und seine Hand der Bestimmten reicht, antwortete Duprè, ist der Minister zu besänftigen, nun liebt Sie aber

Graf Eduard, und wird sich, wie er denn nun ein Mahl ist, nie dazu entschließen, so lange er Sie am Leben weiß. Das glaube ich auch! unterbrach ihn die Weinende. Der Minister fuhr Duprè fort, ist stolz, der Glanz seines Hauses geht ihm über Alles, nie wird er in eine Verbindung seines Neffen mit Ihnen willigen, Graf Eduard wird Ihnen nicht entsagen, also ist sein Los lebenslänglicher Festungsarrest, wenn Sie nicht den Muth haben, ihre Liebe durch Entsagung zu bewähren, und durch eine kühne That das Glück seines Lebens zu sichern. — Für diesen Preis ist mir nichts zu theuer, rief Julie. Das war von Ihrem edlen Herzen zu erwarten, entgegnete der Arglistige, also lassen Sie uns keine Zeit versäumen. Graf Eduard muß Sie für todt halten, die Zeit wird seinen Gram lindern, und er im Besitz der liebenswürdigen Gräfinn N** glücklich seyn. Sie reisen unter dem Nahmen meiner Nichte nach Ch** in Frankreich, wo ich einen alten Freund habe, der Sie aufnehmen wird, dort können Sie anständig von der Pension leben, welche Ihnen der Minister, wenn Sie sich zu diesem nöthigen Schritte entschließen, gerne aussetzen wird, und finden Beruhigung in dem Bewußtseyn, den Geliebten vom Verderben gerettet zu haben.

Vernichtet stand Julie da, sie sollte dem Geliebten entsagen, auf ewig von ihm scheiden — und doch blieb kein anderer Ausweg übrig. Schreckliche Wahl! Sie erbath sich einige Stunden Bedenkzeit; welche ihr Duprè mit dem Bedinge gewährte, keine Silbe über das Vorgefallene gegen Eduard zu verlieren.

Nach verflossener Zeit kam Dupré wieder, und erhielt von ihren blassen Lippen die Erklärung, daß sie entschlossen sey, seinem Rathe zu folgen.

Triumphirend eilte der Heuchler zu dem Minister, um ihm seinen Sieg zu verkünden. Nun ward ein Arzt in's Spiel gezogen, und folgender Plan verabredet: Julie mußte sich krank stellen, die Krankheit sollte täglich mehr zunehmen, endlich sollte ihr der Arzt einen Trank reichen, der sie in einen todtenähnlichen Schlaf versetzte. So fand sie Eduard am bestimmten Tage, und ward getäuscht.

Ein leerer Sarg wurde in die Grube gesenkt, indessen Julie als Mademoiselle Duprè nach Ch** reiste. Dort fand sie bey dem alten reichen Kaufmann Dorival, Duprè's Freund, eine freundliche Aufnahme. Bald gewann sie die ganze Liebe des kinderlosen Alten, und ward von ihm, als

er kurz darauf starb, zur Erbinn eines bedeutenden Capitals eingesetzt.

Sie lebte zurückgezogen und einsam, ihr Vermögen verwandte sie zu wohlthätigen Zwecken, deßhalb liebte und ehrte sie Jedermann. Eines Tages, als sie über die Straße ging, erkannte sie unter den Gefangenen, die eben nach dem Schlosse transportirt wurden, den Geliebten. Welche Ueberraschung! Ihn zu befreyen war ihr einziges Dichten und Trachten, wie es ihr gelang, und wie viel sie dabey wagte, weiß der geneigte Leser bereits.

Eduards Entzücken war ohne Gränzen, eben so groß war auch sein Zorn über die Ränke seines Onkels. Er ließ die Geliebte unter der Obhuth des Preussischen Commandanten in Ch * *, eilte zu seinem Regiment, focht die Schlacht bey Laon mit, und zog mit den siegenden Truppen in die Hauptstadt ein. — Nach geschlossenem Frieden erhielt er sehr leicht seinen Abschied; und die Freygabe seiner, von der vorigen Regierung eingezogenen Güter.

Auf den Flügeln der Sehnsucht eilte er zur Geliebten, um sie als seine Gattinn in's Vaterland zu führen. Sein Oheim hatte durch den

Wechsel der Regierung seine Stelle verloren, der Gram über diesen Verlust beschleunigte seinen Tod. Eduard war nun Herr seines Willens. Er zog mit seiner Gattinn auf seine Güter, dort leben die Glücklichen durch die schöne Gegenwart für die Leiden der Vergangenheit belohnt.

Das Wirthshaus im Walde.

I.

Der Abend dämmerte bereits, als der Regimentsarzt Grabow, aus dem heiligen Befreyungskriege heimkehrend, durch den ** Wald ritt. Das Glück hatte ihm wohlgewollt. Sein schwer verwundeter General ward von ihm auf dem Schlachtfelde verbunden, und später, als der Armee-Arzt alle Hoffnung aufgegeben, durch seine Geschicklichkeit am Leben erhalten. Der Gerettete lohnte seinem Retter durch das Geschenk einer ansehnlichen Summe, und einem nicht unbedeutenden lebenslängigen Jahrgehalt. Fröhlich und guter Dinge trabte Grabow nun der Heimath zu, wo ein geliebtes Mädchen seiner harrte, und erprobte Treue am Traualtar ihren Lohn finden sollte; als sein Pferd stolperte, und sich an einem spitzen Stein verletzte. Er hatte dessen anfangs nicht geachtet, aber bald nahm er mit Verdruß

wahr, daß der Schimmel hinkte. Er mußte absteigen und ihn führen; eine Art zu reisen, die an und für sich langweilig genug, für einen Liebenden aber, der an's lang ersehnte Ziel eilt, unausstehlich ist. Im Gehölze begann es bereits dunkel zu werden, und er hatte noch eine gute Stunde bis zur nächsten Stadt. Endlich begegnete er einem Bauer. „Guter Freund," rief er ihm zu, „ist kein Wirthshaus im Walde, wo ein ehrlicher Reisender ohne Gefahr übernachten kann?" — O ja, antwortete der Bauer, das Mordloch liegt kaum eine halbe Stunde von hier. Das ist aber auch das einzige in der ganzen Gegend. — Das Mordloch? murmelte Grabow in sich hinein, eine sonderbare Benennung! — Sie hat ihre gute Ursache, entgegnete der Bauer. Der vorige Wirth war ein Spitzbube; mehr als zwölf Reisende wurden in seinem Hause ermordet und beraubt, bis die Obrigkeit den Gräuel entdeckte, und den Verbrecher zur wohlverdienten Strafe zog. — Und der jetzige Besitzer? fragte Grabow hastig. — Jetzt gehört es einer Witwe, ein alter Geitzdrache, dem man viel Böses nachsagt; doch hat man nicht gehört, daß irgend einem Reisenden etwas Unheimliches in ihrem Hause begegnet sey. Das Wirthshaus liegt am Wege, der Herr kann nicht fehlen. — Damit zog der Bau-

er weiter, und ließ Grabow nicht in der besten Stimmung zurück. Ein Blick auf seinen Säbel und seine guten Pistolen gab ihm jedoch die gehörige Fassung bald wieder, und er schritt getrost dem Mordloche zu. Es war schon finstere Nacht geworden, als er vor dem ärmlichen Häuschen ankam. In den beyden Fenstern, aus welchen der ganze obere Stock bestand, sah er Licht, und es däuchte ihm, als ob mehrere Personen in hastiger Geschäftigkeit in der Stube hin und her liefen. Die Hausthür war verschlossen. Kaum hatte er angepocht, als das Fenster geöffnet ward, und eine heisere Weiberstimme ängstlich fragte: „Wer ist da?" „Ein Reisender der Herberge sucht," erwiederte Grabow. Schnell ward das Fenster zugeworfen, und bald darauf verschwand das Licht. Er hoffte, man werde ihm nun die Thür öffnen, aber er wartete lange vergebens. Nachdem er das zweyte Mahl gepocht hatte, hörte er mehrere Menschen die Treppe herab kommen, die sich heimlich zuflüsterten. Endlich ging das Thor auf, und Grabow sah beym Scheine der Lampe ein altes schwarzbraunes Weib, die einer Zigeunerinn glich und ihn mit falschen Blicken aus den kleinen Augen ängstlich anschielte; hinter ihr stand ein Kerl, mit einem verwegenen Gesicht, auf dem sich aber Spuren der Verlegenheit unverkennbar

äußerten. „Kann ich für diese Nacht ein Zimmer haben?“ fragte Grabow, indem er seinen Säbel fester an sich drückte. — Ja — aber — es — wir haben eine einzige Fremdenstube, und die ist zum Unglück nicht ganz rein — stotterte die Alte, indem sie dem Kerl hinter sich einen bedeutenden Blick zuwarf — wenn der gnädige Herr sich so lange in die Schenkstube begeben wollten, bis alles in Ordnung ist — „Das will ich wohl,“ antwortete Grabow, „sorgt nur indessen für mein Pferd.“ — Sogleich sprang der Kerl hinzu, um den Gaul wegzuführen. „Nicht so hastig guter Freund,“ rief ihm Grabow zu, „erst müssen wir diese Sachen in Sicherheit bringen.“ Damit schnallte er den schweren Mantelsack los, zog die Pistolen aus den Halftern, die er dem Kerl absichtlich unter die Nase hielt, und folgte der leuchtenden Alten in die räuchrige Unterstube.

II.

Nachdem ihn die Wirthinn unter tausend ängstlich hervorgestotterten Entschuldigungen, verlassen hatte, prüfte Grabow sorgfältig seine Umgebung. Der sämmtliche Hausrath der Stube zeigte nichts, was man nicht in jeder Bauernschenke finden könnte. Endlich näherte er sich dem gro-

ßen Ofen, um zu sehen, ob sich Niemand dahinter verborgen habe. Er sah nichts als einen Haufen Kleidungsstücke, die eilig hingeworfen schienen. Er ergriff eines davon und zog es an's Licht — wie ward ihm, als er sah, daß es mit Blut überströmt sey, und, wie er sich durch sein Gefühl überzeugte, mit beynahe noch warmem Blute. Schaudernd warf er es an seine vorige Stelle und sann darauf, wie er mit heiler Haut aus dieser Mördergrube entrinnen könnte. Schon wollte er sein Pferd im Stich lassen und zu Fuße sein Heil in der Flucht suchen, aber die Furcht, daß er in der finstern Nacht sich im Walde verirren, oder der übrigen Bande, die, nach seiner Ueberzeugung hier ihren Sitz habe, in die Hände fallen könnte, bestimmte ihn zu bleiben, und auf jede mögliche Weise für seine Sicherheit zu sorgen. Nachdem er beynahe eine Stunde in der peinlichsten Unruhe zugebracht hatte, erschien die Wirthinn und berichtete ihm, daß sein Zimmer fertig sey. Die Pistolen unter dem Arm und den Säbel in der Hand, folgte er ihr über die knarrende Holztreppe in ein ziemlich reinliches Stübchen. Auf die Frage, was er zum Abendessen begehre? verlangte er nur etwas Brot und Wein, unter dem Vorgeben, daß er, von der Reise ermüdet, mehr der Ruhe als der Speise bedürfe. Beydes wurde gebracht, und

die Wirthinn verließ ihn, nachdem sie vorher einen ängstlichen Blick auf einen großen Wandschrank geworfen hatte. Grabow der sie nicht aus den Augen ließ, bemerkte diesen Blick wohl. Kaum war sie aus der Thür, als er diese hinter ihr abschloß und mit gespannter Pistole nach dem Schrank eilte. Er war nicht verschlossen, auch fand sich bey genauer Untersuchung nichts darin, als einige Kleidungsstücke.

Grabow untersuchte nun jeden einzelnen Theil des Gemach's, ohne auf etwas Verdächtiges zu stoßen. Endlich fiel es ihm ein, den Fußboden zu betrachten, ob nicht irgend eine Fallthür oder eine ähnliche Oeffnung angebracht sey. Diese fand er nun wohl nicht, aber unverkennbare Spuren vergossenen Blutes, die man in der Eile nur oberflächlich aufgewaschen hatte; er folgte diesen Spuren und entdeckte, daß sie sich hinter jenem Wandschrank verloren. Diese Entdeckung vermehrte seinen Verdacht, und sorgfältiger als vorher wurde der Schrank untersucht, allein eben so fruchtlos. Da gerieth er auf den Gedanken ihn von der Stelle zu schieben. Mit vieler Mühe gelang es, und — siehe da — es zeigte sich ihm eine Thür, die beym ersten Druck aufsprang.

III.

Die Thür führte in eine Kammer. Grabow nahm das Licht, um zu sehen, was sie enthalte, da zeigte sich seinem Blicke — Entsetzen! — der Leichnam eines Mädchens mit einer breiten Wunde in der Brust, aus der das Blut noch hervorrieselte. Die Haare sträubten sich ihm empor, und der letzte Zweifel schwand: er war in der verruchtesten Mordhöhle, wo man auch nach seinem Blute dürstete: — der Entschluß, sein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen, belebte seinen Muth auf's Neue. Nachdem er sich überzeugt, daß die Kammer keinen andern Ausgang hatte, eilte er in sein Zimmer und verrammelte die Thür mit Tischen und Stühlen. Dann kehrte er zu der Ermordeten zurück. Der Anblick des schönen, blassen Gesichts flößte ihm inniges Mitleid ein; er untersuchte die Wunde und den Puls und — o der Freude! — er fand noch Spuren vom Leben. Der eigenen Gefahr vergessend hohlte er das Nöthige aus seinem Felleisen, verband die Wunde und trug die schöne Gestalt in das für ihn bereitete Bette.

IV.

Das brennende Licht, die gespannten Pistolen und den bloßen Säbel vor sich auf dem Tische,

erwartete nun Grabow in männlicher Fassung was kommen sollte, indem er von Zeit zu Zeit den Puls der Unglücklichen prüfte und sich immer mehr von ihrem Leben überzeugte. Einigemahl däuchte es ihm, als höre er auf den Gange Jemanden schleichen, allein bald verlor sich das Geräusch wieder und Alles blieb ruhig. Nach Mitternacht verlosch die niedergebrannte Kerze, und Grabow mußte im Finstern bleiben, doch verbreitete der sternhelle Himmel so viel Licht im Zimmer, daß er die Gegenstände um sich her unterscheiden konnte. Die Spannung, in der er sich befand, und die Sorge für die Verwundete verscheuchten den Schlaf von seinen Augen. Seit das Licht verloschen war, fürchtete er mehr als vorher, einen Ueberfall der Räuber; deßhalb verdoppelte er seine Wachsamkeit. Plötzlich hörte er vor dem Fenster seiner Stube Geräusch und gewahrte bald darauf, beym Sternenschimmer, eine Hand, die an das Fenster drückte, um es zu öffnen. Elende Meuchelmörder, dachte Grabow, Eure Vorsicht ist vergeblich, ich bin auf meiner Huth. Rasch griff er nach der Pistole, und als auf wiederhohlten Druck das Fenster aufging und eine männliche Gestalt sich zeigte, die im Begriff schien, herein zu steigen, da drückte er sein Gewehr ab, und blitzschnell ver-

schwand die Gestalt, vom Schuß getroffen, wie es schien.

V.

Grabow glaubte die Gefahr noch keineswegs vorüber, er nahm deßhalb die zweyte Pistole und den bloßen Säbel zur Hand, als er hörte, daß es im Hause laut ward, daß man die Treppe herauf kam und die Stubenthür zu öffnen versuchte. „Wer da?" rief Grabow mit starker Stimme. — Um Gotteswillen, gnädiger Herr, rief die Stimme der Wirthinn, was ist geschehen? Oeffnen Sie die Thür! — „Fort, Raubgesindel!" entgegnete Grabow, „Eure schändliche Absicht ist entdeckt; Ihr seyd an den Unrechten gekommen. Wem sein Leben lieb ist, der komme mir nicht zu nahe." — Sie sind im Irrthum, gnädiger Herr, erscholl es wieder durch die Thür, öffnen sie nur, es wird Ihnen Alles klar werden. — Der Besuch vor der Thür schien sich vermehrt zu haben; denn ein tiefer männlicher Baß, vereinigte sein: „Aufgemacht!" mit den Krähenstimmen zweyer Weiber, und mit kräftigen Schlägen donnerte es an die morsche Holzthür. Jeden Augenblick erwartete Grabow den Ueberfall der Rotte und empfahl sich dem Schutze Gottes — da vernahm er den Schall eines Posthorns, und hörte bald darauf

einen Wagen auf der Landstraße heranrasseln. An's Fenster eilend erkannte er den Postwagen, und schrie dem Postillon zu: ihm zu Hülfe zu kommen. Dieser und sämmtliche Passagiere, als sie hörten, daß sein Leben von Räubern bedroht sey, säumten nicht, ihm beyzuspringen; schnell war das Hausthor gesprengt, die vermeinten Räuber vor der Stubenthür ergriffen, und Grabow befreyt. Die Wirthinn, der Knecht und die Magd schrien laut: sie wären unschuldig! Die Kranke schlug die Augen auf, und als sie, beym Schein des herbeygehohlten Lichtes die gebundene Wirthinn erkannte, lispelte sie mit schwacher Stimme: meine Mutter!

VI.

Nun kam es zu Erklärungen, und der erstaunte Grabow vernahm Folgendes:

Die schöne Agnes, der Wirthinn Tochter, liebte mit der ganzen Gluth eines jugendlichen Herzens den Jägerburschen Joseph. Die geitzige Mutter ließ die jungen Leute gewähren, theils, weil Joseph um die Geliebte öfter zu sehen, sich fleißig in der Schenkstube einfand, und um der Wirthinn zu gefallen, manchen Groschen verzehrte; theils, weil sie wußte, Joseph sey ein wacke-

rer Bursche, der über kurz oder lang Förster werden könnte, und ihre Tochter auf diese Weise anständig versorgt würde. Ein böser Stern führte den reichen Bäcker Geyer aus dem nächsten Städtchen, ein abgelebter Fünfziger mit einem kupfrigen Satyr-Gesicht, auf einer Reise, die er des einträglichen Kornhandels wegen unternehmen mußte, in das Wirthshaus; der alte Wollüstling sah die blühende Agnes und entbrannte für das schöne Mädchen in unreinen Flammen. Er kam öfter, und hielt endlich um der Tochter Hand bey der Mutter an. Die habsüchtige Alte war außer sich vor Freude über das nie gehoffte Glück, einen so reichen Schwiegersohn zu bekommen, und versprach ihm Agnesens Hand, trotz dem Widerstreben der Verzweifelnden. Von dieser Stunde an mußte die Arme den Umgang mit Joseph auf Befehl der Mutter, abbrechen, der sich nicht mehr im Hause sehen lassen durfte, wenn er nicht von der wüthenden Megäre mißhandelt werden wollte. Die Liebenden fanden indessen doch ein Mittel, sich zu sehen und zu sprechen. An dunkeln Abenden, wenn gerade kein Reisender da war, kletterte Joseph mittelst des, vor dem Fenster stehenden, Baumes in die Fremdenstube und traf dort die Geliebte, um ihr unglückliches Los mit ihr zu bejammern. Der bestimmte Hochzeittag rückte heran,

und nirgend zeigte sich ein Schimmer von Hoffnung; mit gebrochenem Herzen nahmen die jungen Leute täglich Abschied, um sich am folgenden Abende doch wieder zu sehen. Joseph schwur, Agnesens Verlust nicht zu überleben, und diese ergab sich, einem Opferlamm gleich, mit zerrissenem Herzen in ihr hartes Schicksal. Nur noch vierundzwanzig Stunden, und der reiche Bäcker kam, um seine Braut heimzuführen! Da saß die arme Agnes des Abends mit blutenden Herzen in der Stube, den Geliebten erwartend, um den letzten ewigen Abschied von ihm zu nehmen. Furchtbare Bilder einer schrecklichen Zukunft stiegen vor ihrer Seele auf; sie wünschte sich den Tod, um von den Martern eines freudenleeren Lebens befreyt zu seyn. Schon lange war die Stunde verstrichen, in welcher Joseph zu kommen versprochen hatte. So verläßt auch er mich! rief sie schluchzend und händeringend. Der Gedanke, allein zu stehen, von Allen verlassen zu seyn, erfüllte sie mit nahmenlosen Schauder. Ein furchbarer Abgrund gähnte sie grausend an. „Sprenge die Kette, die dich an dieses traurige Daseyn fesselt!" flüsterte eine geheime Stimme ihr zu. Willenlos, von Schreck und Verzweiflung getrieben, ergriff sie ein neben ihr liegendes Messer und stieß es sich in die Brust! — Der Schmerz und das fließende Blut brachten

sie wieder zur Besinnung, das Bewußtseyn ihrer sündhaften That erpreßte ihr einen Jammerschrey, mit dem sie, vom Blutverlust erschöpft, zu Boden sank. Auf ihr Geschrey stürzte die Mutter und das Gesinde herbey. Zu spät erkannte die thörichte Alte ihr Unrecht, Agnes schien ohne Rettung verloren! Da pochte Grabow an der Hausthür. Die Furcht, daß, wenn der Tochter gewaltsamer Tod bekannt würde, man sie als Urheberinn des Selbstmordes zur Verantwortung ziehen könnte, und die Sorge, daß ihr, ohnehin nicht allzuwohl berüchtigtes, Wirthshaus neuerdings in übeln Ruf kommen sollte, bestimmte sie zu dem schnellen Entschluß, die That, vor der Hand wenigstens, zu verbergen. Agnes wurde entkleidet und in eine Nebenkammer gelegt; ihre Kleider trug die Magd hinab und warf sie einstweilen hinter den Ofen in der Wirthsstube, wo sie Grabow später fand. Der blutige Boden ward, so gut es sich in der Geschwindigkeit thun ließ, aufgewaschen und ein Schrank vor die Kammerthür gerückt. — Joseph, der von seinem Herrn, dem Förster, verschickt war, kam erst nach Mitternacht nach Hause; dennoch wollte er den letzten Abschied von dem theuern Mädchen nicht versäumen, denn er war fest entschlossen, sich am Tage ihrer Hochzeit als Freywilliger anwerben zu lassen, und im Kriege ein, ohne

ihren Besitz, werthloses Leben zu enden. Leicht und sicher erkletterte er den wohlbekannten Baum, aber kaum hatte er das Fenster geöffnet, als ihm eine Kugel hart am Ohr vorbei pfiff. Erschrocken stieg er hinab und eilte davon.

Diese Lösung der abenteuerlichen Begebenheit freute Grabow um so mehr, da er, als er Agnesens Wunde nun mit mehr Ruhe untersuchte, sie ganz gefahrlos fand, da er die Mutter durch die Drohung, ihre Grausamkeit gegen das leibliche Kind vor Gericht anzuzeigen, und durch das Versprechen, die Liebenden auszustatten und Joseph durch seine Fürsprache bey seinem Gönner, dem General, einen guten Dienst zu verschaffen, dahin gebracht hatte, daß sie ihr, dem Bäcker gegebenes, Wort zurücknahm und in die Verbindung der Liebenden willigte. Nach wenigen Wochen war Agnes vollkommen hergestellt, und wurde mit dem Förster Joseph in derselben Kirche und Stunde getraut, in welcher Grabow seiner geliebten Luise ewige Treue schwur.

Das
Neujahrs-Geschenk.

(Bruchstück aus dem Tagebuche eines Hagestolzen).

Das
Neujahrs-Geschenk.

(Bruchstück aus dem Tagebuche eines Hagestolzen).

Der Besitz einer liebenden Gattinn war von jeher mein süßester Traum, mein höchster Wunsch! aber wie konnte ich bey meiner spärlichen Besoldung, die mich selbst nur kümmerlich nährte, hoffen, in unsern Tagen, ein weibliches Wesen zu finden, das Muth und Entsagung genug besitzt, ihr Los an das Meinige zu knüpfen? Diese Betrachtung verschloß mir stets den Mund, so oft auch in meinen jüngern Jahren mancher freundliche Blick aus schönen Augen mir Muth einzuflößen schien.

So war ich unter Sehnsucht und vergeblichen Wünschen vierzig Jahre alt geworden, als ich plötzlich die Nachricht erhielt, ein alter Oheim von mir, von dessen Existenz ich kaum etwas gehört hatte, sey in England gestorben, und habe mich zum Erben seiner hinterlassenen zehntausend Pfund Sterlinge eingesetzt.

Dieser glückliche Zufall veränderte auf ein Mahl, wie durch den Schlag einer Zauberruthe meine Verhältnisse. Der arme unbedeutende Se-

kretär Walter, den man sonst über die Achsel ansah, ward nun, wo er sich blicken ließ, mit Auszeichnung behandelt; man drängte sich zu meiner Gesellschaft, und die Thüren der ersten Häuser öffneten sich mir, als ich, nach dem Rath einiger Freunde, den Hofraths-Titel kaufte.

Nun schien der Erfüllung meines Lieblingswunsches nichts mehr im Wege zu stehen, ich konnte wählen unter den reizendsten Töchtern des Landes, und säumte nicht an das lang ersehnte Ziel zu gelangen.

Häufiger als alle andern Häuser der Stadt besuchte ich jenes des Amtsraths Birner, denn der Amtsrath hatte eine schöne, kaum achtzehnjährige Tochter. Amalie, so hieß sie, schien die kleinen Aufmerksamkeiten, durch welche ich ihr Wohlwollen zu gewinnen suchte, gütig aufzunehmen, sie war gern in meiner Gesellschaft und behandelte mich mit einer Vertraulichkeit, die mich zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Mit Herzklopfen wagte ich eines Tages von Liebe mit ihr zu sprechen — Die holde Gluth, die ihre Wangen röthete — das niedergeschlagene Auge — der wallende Busen, der den züchtigen Schleier abzuwerfen drohte — konnte ich noch zweifeln? Ich war geliebt, ich war glücklich!

Fest stand der Entschluß, des folgendes Tages förmlich um sie zu werben. Die ganze Nacht hindurch bereitete ich mich darauf vor. Ich hatte meinen Heirathsantrag in den gewähltesten Worten zu Papier gebracht und pünktlich auswendig gelernt; auf alle mögliche Einwendungen von ihrer oder der Familie Seite hatte ich eine genügende Antwort bereit. Nachdem ich die sorgfältigste Toilette beendigt und meinen Muth durch ein paar Gläser Burgunder befeuert hatte, machte ich mich, ziemlich gefaßt, auf den Weg; aber sonderbar, diese Fassung verlor sich immer mehr, je näher ich dem Birnerischen Hause kam, ja es überfiel mich endlich eine solche Angst, daß ich sechs Schritte von der Thür, die zu der Wohnung meiner Angebetheten führte, plötzlich umkehrte, und unverrichteter Sache wieder nach Hause lief. Dieß lächerliche Spiel trieb ich eine ganze Woche hindurch, ohne weiter zu kommen.

Das herannahende Neujahrsfest gab mir einen glücklichen Gedanken ein. Ich wollte nähmlich das, was ich mit Worten auszusprechen nicht den Muth hatte, der Geliebten durch ein allegorisches Geschenk offenbaren. Mir zu dem köstlichen Einfall Glück wünschend, eilte ich zu dem Hofgärtner, von dem ich wußte, daß er in der Blumensprache besonders geschickt sey, um mir bey

ihm einen Selam zu bestellen, der die Gefühle meines geängsteten Herzens rein aussprechen sollte. Der Blumenredner erfüllte meinen Auftrag auf's Beste.

Endlich erschien der, mit Ungeduld erwartete, entscheidende Neujahrstag. Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, trabte mein Johann mit der duftenden Liebeserklärung und einem zierlichen Neujahrswunsche zu Amalien. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend erwartete ich, trotz der großen Kälte, am offenen Fenster seine Rückkunft. Er blieb lange aus. Endlich erschien er, ein Billet in der Hand. Ich eilte ihm die Treppe hinab entgegen, riß ihm das Billet aus der Hand und las: „Theurer Freund! Ihr Neujahrsgeschenk hat mir viel Vergnügen gemacht. Eilen Sie zu ihrer Freundinn, damit ich Ihnen durch ein Gegengeschenk vergelten kann. Der Himmel gebe, daß es für sie einigen Werth haben möge! Dieß wünscht von Herzen Ihre ergebene Amalie Birner."

Ich wußte mich vor Freude kaum zu fassen, und drückte im Taumel des Entzückens meinen alten Johann so heftig an die Brust, daß er laut aufschrie. — „Mein Geschenk hat ihr Vergnügen gemacht, sie will es durch ein Gegengeschenk erwiedern, kann dieses wohl in etwas Anderem bestehen, als in ihrer lieben süßen Hand? Ich habe

gesiegt! Sie ist mein! mein! mein!" So jauchzte ich, ergriff Hut und Stock und eilte, um die Bestätigung meines Glücks aus dem Munde der Herrlichen zu vernehmen.

Auf der Straße rannte ich vor lauter Eile eine Bäuerinn, die einen Korb Eyer auf dem Kopfe trug, über den Haufen. Die Bäuerinn schrie, der Pöbel versammelte sich um uns und drohte mich festzuhalten, da warf ich eiligst eine Hand voll Geld in den unbestellten Eyerkuchen, und flog nach dem Hause, wo die Göttinn thronte, die Rosen auf meinen Lebenspfad streuen sollte.

Mit einer Freundlichkeit, welche mir die Morgenröthe meines Glücks zu seyn schien, empfing sie mich, und nöthigte mich neben sich auf den Sopha. „Sie haben, sagte sie mit sanftem Flötentone und einer gewissen Verwirrung, die mich entzückte, mir ein Neujahrsgeschenk gesandt, und ich bin in einiger Verlegenheit, ob jenes, das ich Ihnen dagegen anbiethen kann, Ihnen willkommen seyn wird." Natürlicher Weise entgegnete ich: daß jedes Geschenk von ihr mir theurer sey als alle Kostbarkeiten der Welt. „Ich glaube, fing sie nach einer kleinen Pause wieder an, Ihnen nicht besser vergelten zu können, als — durch Vertrauen. — „Nun kommt's!" triumphirte ich bey mir selbst,

indem ich ihre Hand ergriff und mein Entzücken über dieses unschätzbare Geschenk durch feurige Worte und Küsse ausdrückte. — Hierauf folgte eine abermahlige ziemlich lange Pause. Sie schien mit dem Geständniß zu kämpfen. „Jungfräuliche Schamhaftigkeit,“ dachte ich, und wollte durch das Bekenntniß meiner Gefühle ihrem Herzen Luft machen — aber der Himmel weiß, wie es kam, so oft ich den Mund öffnen wollte, blieben mir die Worte im Halse stecken, und ich saß, eben so stumm wie sie selbst, neben ihr. — „Ist es nicht albern von mir, unterbrach sie endlich das peinliche Schweigen, daß ich noch anstehe, ein Geständniß zu thun, das unvermeidlich ist? In ihre Hände, edler Mann, lege ich das Heil meiner Zukunft!“ — „Sprechen Sie theure Amalie, rief ich aus, ich kenne kein größeres Glück als Ihr Vertrauen!“ — „Nun so erfahren Sie denn, erwiederte sie mit unsicherer Stimme, daß ich den jungen Werning liebe!“ — Da saß ich wie eine Bildsäule an den Trümmern meines schönen Luftschlosses. Amalie fuhr in ihrer Erzählung fort, ohne darauf zu merken: „Mein Vater liebt mich und will mein Glück; aber Sie kennen ihn, er hält viel auf eine gute Versorgung, wie er es nennt, und ich kann ohne Werning's Besitz nicht glücklich seyn. Er ist zwar arm, aber er hat

viel gelernt, es kann ihm nicht schwer werden, sich empor zu schwingen. Mein Vater hält große Stücke auf Sie, werther Freund, es wird Ihnen ein Leichtes seyn, ihn für unsere Wünsche zu stimmen. Thun Sie es, edler Mann, und empfangen Sie dagegen den Dank einer Freundinn, deren Glück Sie gegründet haben." — Ich konnte lange keine Worte finden, endlich bath ich sie stotternd: mich ein wenig allein zu lassen, damit ich überlegen könnte, auf welche Weise ich dem Vater beykommen wollte. Sie verließ mich, indem sie meine zitternde Hand an ihr Herz drückte, und mir einen Blick zuwarf, der mir durch Leib und Seele ging.

Meinem ärgsten Feinde mag ich das Gefühl nicht wünschen, das damahls meine Brust zerriß. „Ein sauberes Neujahrsgeschenk!" brummte ich zornig die Stube auf und ab schreitend. — Nach einer halben Stunde des härtesten Kampfes hatte ich so viel Fassung gewonnen, daß ich mit dem Amtsrath sprechen konnte. Es gelang mir, ihn zu bereden, er gab seine Einwilligung, und nach einigen Wochen hatte ich das Vergnügen — die Treulose meinem Nebenbuhler am Altar zuzuführen.

Seit jener Zeit war mir kein Tag im Jahre

fataler als der erste, und so oft nachher ein Paar schöne Augen mein Blut in Wallung und mein Herz in Bewegung setzen wollten, dachte ich immer an Amaliens Neujahrs-Geschenk, und diese Erinnerung bewährte sich stets als unfehlbares Mittel gegen die Heirathslust.

Das Gewissen.

Weit hinaus in die finstere Nacht erscholl, aus dem festlich beleuchteten Hause des Grafen Montini, der schmetternde Klang der Trompeten und Pauken und das Jubelgeschrei der vom feurigen Syrakusaner aufgeregten Hochzeitgäste. Es lebe die herrliche Julia! Sie lebe hoch! — so jauchzten hundert Kehlen; aber dem Auge der schönen Braut entquoll eine große Thränenperle und vermischte sich mit dem duftenden Weine des goldenen Pokals, aus dem der reitzende Purpurmund nippte, um den glückwünschenden Gästen Bescheid zu thun. Alles athmete Wonne und Vergnügen, nur sie, der dieses Fest galt, des mächtigen Marchese Spolaltro wunderschöne Tochter Julia fühlte sich nahmenlos unglücklich an der Seite ihres Bräutigams, des reichen Grafen Montini, und nur mit Mühe hielt sie den Strom der Thränen zurück.

Mit den Kindern des Marchese Spolaltro ward Ludovico, der jüngste Sohn des Hauses Farini, erzogen. Gleiche Spiele und gleiche

Neigungen schlangen frühzeitig der Liebe Rosenband um Ludovico's und Julia's Herzen. Diese Liebe wuchs mit den Jahren um so mehr, da Julia's Mutter selbe billigte und der Aussicht zu einer künftigen Verbindung nichts im Wege stand, als die Einwilligung des Vaters, welche, mit der Zeit zu erlangen man ebenfalls hoffte. Die jungen Herzen überließen sich, da kein Hinderniß ihr Glück bedrohte, ganz ihren Gefühlen, und liebten sich mit jener Leidenschaftlichkeit, welche dem Italiener eigen ist. Besonders hing Julia mit der ganzen Gluth ihres feurigen Herzens an dem Geliebten.

Ein Schlagfluß raffte Julia's Mutter schnell dahin. — Kaum hatte sich die zärtliche Tochter von dem Schmerz über diesen großen Verlust einigermaßen erhohlt, als ein neuer schrecklicherer Streich ihr Herz traf. Der Marchese kündigte ihr, mit der ihm eigenen Festigkeit, die keinen Widerspruch duldet, an: daß er ihre Hand dem Grafen Montini versprochen habe, und kindlichen Gehorsam von ihr verlange.

Zum ersten Mahle wagte sie es, dem strengen Vater zu widersprechen, und ihm zu erklären: daß sie bereits liebe. Der Marchese lachte über diese Erklärung und wiederhohlte seinen Befehl, mit dem Beyfügen: daß er, wenn sie sich weiger-

te, zu den ärgsten Mitteln greifen würde, um seinen Willen durchzusetzen.

Julia war außer sich, als sie hörte, Ludovico habe auf Befehl ihres Vaters das Haus und die Stadt verlassen müßen. Sie weigerte sich standhaft, dem Grafen ihre Hand zu reichen; der Marchese drohte und wüthete. — Julia blieb bey ihrer Weigerung. Da trat eines Tages der ehrwürdige Vater Anselmo, der Beichtvater ihrer seligen Mutter, in ihr Gemach. Sein Erscheinen war ihr höchst willkommen; von ihm hoffte sie Trost und Hülfe. — Mit freundlichem Ernst ermahnte sie der würdige Greis ihre kindliche Pflicht zu erfüllen, dem Willen des Vaters nachzugeben und dem Grafen, welcher der reichste und mächtigste Mann in ganz Parma und noch in seinen besten Jahren war, die Hand zu reichen. Er stellte ihr vor, daß die Gewalt in ihres Vaters Händen sey, daß ewige Einkerkerung in einem entfernten Kloster ihr Los seyn würde, wenn sie auf ihrer Weigerung bestände. — Noch wankte sie nicht, als aber der Pater ein eigenhändiges Schreiben Ludovico's hervorzog, worin dieser sie der Schwüre ewiger Treue entband und sie bath der Nothwendigkeit zu gehorchen — da wandelte sich ihr ganzes Wesen. Der Gedanke, daß der, dem sie jedes Opfer zu bringen fest entschlossen war,

ihr so leicht entsagen, sie selbst zur Untreue bereden konnte, empörte ihr Herz, und in der ersten Aufwallung beleidigten Stolzes willigte sie in die Verbindung mit dem Grafen.

Die Vermählung ward mit großem Pomp vollzogen.

Der Graf, ein kalter stolzer Mann, der nur deßhalb eine Gattinn nahm, damit sein alter Stamm nicht mit ihm aussterbe, behandelte Julia zwar mit aller Artigkeit, doch ließ er es ihr nur zu deutlich fühlen, daß sein Herz der Liebe unfähig sey. So blieb die Unglückliche, von Reichthum und Ueberfluß umgeben, ärmer als eine Bettlerinn, und fand ihren einzigen Trost in den Thränen, die sie heimlich dem Andenken des verlorenen Glücks weinte.

Das erste Jahr verfloß, und Julia, war noch nicht Mutter. Der Graf fürchtete seine Absicht vereitelt und behandelte seine Gattinn mit auffallender Kälte. Dieß vermehrte die Sehnsucht nach dem noch immer heißgeliebten Ludovico, von dessen Schicksal sie auch nicht die kleinste Nachricht erhielt; nur ein Mahl wünschte sie ihn noch zu sehen, um ihre Seele auszuweinen an seinem Busen.

Geschäfte nöthigten den Grafen zu einer Reise nach Neapel; Julia sollte ihn begleiten. Kurz

vor ihrer Abreise besuchte sie ihr Bruder, der eben von da her nach Parma zurückgekehrt war. Von ihm erfuhr sie im traulichen Gespräche; daß man Ludoviko jenen Absagebrief, durch die übertriebenste Schilderung der Gefahr, die ihr bey längerer Weigerung drohte, abgenöthiget habe; daß er sein Glück und seine Ruhe ihrer Freyheit aufgeopfert; daß er sie noch immer heiß liebe und in Neapel ein trauriges Leben führe, von Sehnsucht und Kummer verzehrt. — Wie sehr diese Nachricht sie erschütterte, läßt sich leicht denken. Mächtiger als je entflammte die Leidenschaft für den edlen Verkannten ihr gequältes Herz. Ihr Gemahl, den sie nie geliebt, ward ihr jetzt verhaßt; nur an ihn, den Ewiggeliebten, nur an Ludovico dachte sie — und sie sollte ihn wieder sehen, eine Luft mit ihm athmen, in einer Stadt mit ihm wohnen!

Wer beschreibt die Gefühle; welche sie während der Reise abwechselnd bestürmten?

Sie blieb unempfindlich für die paradiesischen Umgebungen Neapels, für die Herrlichkeiten der glänzenden Königsstadt; ihn, nur ihn suchte ihr Auge unter der wogenden Volksmenge. — Schon war sie mehrere Tage in Neapel, ohne ihn gesehen zu haben. Sie hatte nicht den Muth, sich

nach ihm zu erkundigen, so oft sie sich's auch vornahm.

Eines Abends saß sie mit ihrem Gatten in einer Loge des großen Opernhauses. Taub für die herrliche Musik, blind für die schönen Dekorationen und prachtvollen Costüme schweifte ihr Blick von Loge zu Loge, um den Einzigen zu finden. Endlich gewahrte sie im Partere einen Mann, der, in einen Mantel gehüllt, aus der Ecke, in welcher er sich verstecken zu wollen schien, nach ihr hinstarrte, als ihr Auge das seinige traf. Es war die Gestalt Ludovico's, es war sein von Gram — über ihren Verlust — abgezehrtes blasses Gesicht! — Sie vergaß die ganze Welt um sich her, nur hinstarren konnte sie nach der theuern Gestalt. Kaum war die Oper geendigt, als sie aufsprang, die Loge verließ und dem Ausgang zueilte. Ihr Gemahl bath sie, zu warten, bis der große Hause sich verlaufen habe; aber sie hörte nicht. Hastig eilte sie der Treppe zu. Als sie sie erreicht hatte, erblickte sie am Fuße derselben Ludovico stehen — ihre Füße versagten ihr den Dienst, sie wankte, glitschte aus und stürzte die Treppe hinab — in Ludovico's Arme, der zu ihrer Rettung herbeysprang. Der Graf hatte ihren Fall bemerkt und eilte ihr zu Hülfe, aber wie erstaunte er, als er sie in den Armen Ludovico's

erblickte. — Dieser, ohne seine Fassung zu verlieren, übergab Julia mit diesen Worten dem Grafen: „Ich schätze mich glücklich, daß ein Ungefähr mir das Vergnügen verschaffte, meiner Cousine nützlich seyn zu können!“ Er begleitete sie an den Wagen, und schlug die Einladung des Grafen, mit ihm zu Nacht zu speisen, unter dem Vorwand aus: daß er noch in dieser Stunde Neapel verlassen müsse. — Das finstere Gesicht des Grafen zeigte nur zu deutlich, wie unangenehm ihm dieses Zusammentreffen sey; denn dienstfertige Freunde hatten nach seiner Vermählung nicht versäumt, ihn von den früheren Verhältnissen der Liebenden zu unterrichten.

Dieser Auftritt, Ludovico's zarte Handlungsweise, seine zitternde Hand und seine mit Mühe unterdrückten Seufzer — Alles vereinigte sich, um die mühsam gedämpfte Gluth der heftigsten Leidenschaft in Julia's Herzen zur helllodernden Flamme anzufachen. Ihre Lage wurde ihr unerträglich. Ihr Gemahl erschien ihr von diesem Augenblicke an als ein böser Dämon, der sich feindselig zwischen sie und ihr Glück stellte; der Ton seiner Stimme erschreckte sie, seinen Anblick floh sie, wo sie konnte, und war sie gezwungen ihn zu sehen, so zeigte ihr ganzes Wesen nur zu deutlich von der Bitterkeit ihrer Empfindungen. —

Eine unbesonnene Aeußerung ihres eigenen Vaters, nach ihrer Zurückkunft in Parma, trug dazu bey, sie auf den Gipfel der Verzweiflung zu treiben. — Ludovico's beyde ältern Brüder starben kurz nach einander, er ward der einzige Erbe der großen einträglichen Güter, und konnte sich nun mit den reichsten Cavalieren Italiens messen. — Der Marchese hinterbrachte diese Nachricht seiner Tochter selbst, und ließ nicht undeutlich merken, wie sehr er jetzt bedaure, sich ihrer Neigung widersetzt zu haben.

Diese Erklärung erfüllte Julia mit einer Art von Wuth. Die schwärzesten Bilder, die entsetzlichsten Entschlüsse marterten von nun an ihr zerrissenes Gemüth.

Das Betragen des Grafen ward von Tag zu Tag kälter gegen sie. Er erlaubte sich mitunter bittere Bemerkung über ihre ehemahligen Verhältnisse mit Ludovico, über ihr Betragen, und nährte so den Haß, der in ihrem Herzen kochte. Eine schmerzliche Krankheit, in welche der Graf bald darauf verfiel, vermehrte seine üble Laune und seine Vorwürfe. Er verlangte von seiner Gattinn die zärtlichste Pflege und lohnte ihr dafür mit Bitterkeit und Spott; so goß er Oehl in die verzehrende Flamme.

Julia's Mutter ward, nach ihrem ausdrücklichen Verlangen, in einem Bosket des Gartens, der an des Marchese Haus stieß, begraben. Alljährlich pflegte Julia, an ihrem Sterbetage mehrere Stunden im andächtigen Gebeth am Grabe der zu früh Entschlafenen zuzubringen. Auch heute wollte sie dem Andenken der geliebten Todten dieses Opfer kindlicher Liebe bringen. Nur mit Mühe erhielt sie von dem Grafen die Erlaubniß dazu. Er entließ sie mit boshaften Anspielungen, die um so empfindlicher schmerzten, da sie von dem Manne kamen, welcher der Schöpfer ihres Unglücks war.

Mit blutendem Herzen betrat sie den väterlichen Garten, wo jede Stelle an die glücklichen Tage erinnerte, die sie hier, in schuldloser Fröhlichkeit mit ihrem Ludovico verlebt hatte. — So erreichte sie das Bosket, wo in einer Rotunda das Trauerdenkmahl der Verstorbenen stand. Als sie sich dem Eingang näherte, schollen ihr aus der geöffneten Thür Seufzer entgegen. Betroffen blieb sie stehen, als sie deutlich folgende Worte vernahm: „O warum mußte dich ein neidisches Geschick so früh dieser Welt entziehen? — Mit dir ging all mein Glück zu Grabe! — Hättest Du länger gelebt, so wäre sie jetzt mein, die Ewiggeliebte. — O Julia! Julia!" — — Der Horchenden stockten beynahe die Pulse, denn es

war Ludovico's Stimme. Zitternd näherte sie sich der Rotunda, um Gewißheit zu erlangen. Sie hatte recht gehört; da stand der Geliebte in Thränen zerfließend, die kalte Urne mit seinen Armen umklammernd. — Geschäfte hatten ihn nach Parma geführt. Sein kindliches Herz machte es ihm zur Pflicht, das Grab seiner theuern Pflegemutter zu besuchen — so traf ihn Julia. Sie sah in sein blasses Gesicht, in seine thränenden Augen, — die Welt und alle Verhältnisse vergessend, drückte sie ihn mit der Gluth der Leidenschaft an ihr Herz, indem sie mit zitternder Stimme ausrief: „O du Einziggeliebter!" — Dahin war Ludovico's Fassung. „Meine Julia!" rief er aus der Tiefe seines Herzens und drückte einen Flammenkuß auf ihre blassen Lippen.

In seliger Trunkenheit standen sie so einige Sekunden, als Ludoviko wieder zu sich kam, und erschrocken sich los wand aus den umstrickenden Armen der Angebetheten. „O Julia!" rief er mit herzzerschneidenden Tönen, welches Glück haben wir verloren! — Doch Gott ist gnädig, er wird sich unserer Leiden erbarmen. — Und nun lebe wohl! So dürfen wir uns nicht wieder treffen. Ich hielt mich für stärker als ich bin. Leb' wohl! Hoffe von der Zukunft; nur als Witwe

siehst du mich wieder!" — Noch ein Mahl umfing er die Schluchzende und eilte davon.

Lange noch stand Julia da wie eine Träumende. „Hoffe von der Zukunft; nur als Witwe siehst du mich wieder!" Diese Worte allein tönten in ihrem Gedächtnisse wieder. Erlösung von den Banden, welche sie an ein jammervolles Leben fesselten, Erlösung von dem verhaßten Gemahl — dieser Wunsch erfüllte ihr ganzes Wesen. Das Herz voll Bitterkeit gegen den Urheber ihrer Leiden, betrat sie ihr Haus; wo ihr die Nachricht ward: ihres Gemahls Krankheit habe sich während ihrer Abwesenheit verschlimmert, er sey schon mehrere Mahle von Krämpfen befallen worden, die ihn der Besinnung beraubten. — Der Arzt des Grafen ließ sie bitten, in das Krankenzimmer zu kommen. Bey ihrem Eintritt kam er ihr mit den Worten entgegen: „Gnädige Gräfinn, ich muß unverzüglich zu dem Cardinal Colonna, der gefährlich darnieder liegt. Wahrscheinlich werden die Krämpfe ihres Gemahls wiederkehren, in dieser Phiole ist ein starkes Opiat, von dem er bey jedem Anfall den dritten Theil nehmen muß. Ich wagte es nicht, es einem Domestiken anzuvertrauen, denn eine stärkere Dosis könnte den Kranken, in seinem Zustande tödten. Nur wenn der Anfall sich wiederhohlt, belieben Sie ihm eine Dosis

zu geben. Nach einigen Stunden hoffe ich wiederkehren und nachsehen zu können.“ Er drückte der Ueberraschten die Phiole in die Hand und entfernte sich schnell.

Der Graf hatte sich indessen erhohlt. „Aha! rief er als er Julia erblickte, Madame sind gewiß gekommen, um zu sehen, ob die Stunde ihrer Erlösung bald schlagen wird? Triumphiren sie nicht zu früh; noch lebe ich, und hoffe ihre schändliche Absicht zu vereiteln.“ — Dieser beleidigende Vorwurf empörte die ohnehin schon schwer Gereitzte. Der Anblick der Phiole erregte den fürchterlichen Gedanken, daß das Leben ihres Peinigers in ihrer Hand sey. Da stellten sich unglücklicher Weise die Krämpfe des Grafen wieder ein. Dieß schien der Verzweifelnden ein Wink des Schicksals; die Hoffnung, ihre Freyheit und mit ihr den Besitz des Geliebten zu erlangen, übertäubten die Stimme des Gewissens; von den Mächten des Abgrunds fortgerissen, gab sie dem Kranken — den ganzen Inhalt der Phiole auf ein Mahl!

Kaum war die That vollendet, kaum bemerkte sie, daß an die Stelle der Krämpfe ein Röcheln trat, das immer schwächer wurde, als ihr Verbrechen in seiner ganzen Riesengröße vor ihrer Seele aufstieg, die Reue die scharfen Klauen in

ihr Herz schlug, und das Bewußtseyn der ungeheuern Schuld sie ohnmächtig zu Boden warf.

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich auf ihrem Bette von Domestiken umgeben. „Was macht mein Gemahl? lebt er?" fragte sie mit bebender Stimme. Das verlegene Schweigen der Anwesenden gab ihr die schreckliche Gewißheit, daß das Verbrechen vollendet sey! — Ein gefährliches Fieber raubte ihr das Bewußtseyn. Dieser Zustand war eine Wohlthat für sie, denn so wie die Wuth des Fiebers nachließ, ergriffen die Furien des Gewissens ihr gefoltertes Herz. In einem lichten Augenblicke bemerkte sie einen fremden Arzt an ihrem Bette. Bebend fragte sie nach dem alten Hausarzte. „Er ist krank," ward ihr zur Antwort. Als sie nach einigen Tagen sich wieder nach ihm erkundigte und die Nachricht seiner Genesung erhielt, bestand sie darauf, ihn zu ihr zu rufen. Zwei Mahl verweigerte der Doctor seinen Besuch, endlich erschien er auf ihr wiederhohltes dringendes Bitten. „Was verlangen Sie von mir?" fragte er mit finsterem Gesichte. Zitternd entgegnete Julia: sie fühle sich krank und bitte um seinen Beystand. „Ich habe kein Mittel für ein böses Gewissen, — antwortete er mit durchdringenden Blicken — suchen Sie Trost und Hülfe bei Ihrem Beichtvater; der Arzt vermag hier nichts." Bebend,

wie eine Verbrecherinn vor ihrem Richter, schlug Julia die Augen nieder. „O Gräfinn, fuhr der Greis fort, wie konnten sie so tief sinken? Was würde ihre würdige Mutter sagen, wenn" —? Julia sah sich entdeckt; mit dem Zagen einer Sünderinn ergriff sie krampfhaft die Hand des Arztes und beschwor ihn, sie nicht zu verderben. „Fürchten Sie nichts, erwiederte er, ich werde Sie nicht verrathen, denn die Ehre Ihrer Familie und das Andenken an Ihre herrliche Mutter ist mir viel zu heilig. Leben Sie, um durch Reue und Buße Ihre Seele zu retten von ewiger Verdammniß!" Mit diesen Worten entfernte er sich, taub für die Bitten der Verzweifelnden, die ihn beschwor zu bleiben, und kehrte nicht mehr wieder, so oft sie ihn auch darum bitten ließ.

Vier schreckliche Monathe waren der Unglücklichen unter nahmenlosen Körper- und Seelen-Leiden verstrichen, als endlich die ungeschwächte Kraft ihrer Jugend den Sieg davon trug, und sie sich, wider ihren Wunsch, der Genesung näherte.

Eines Morgens erhielt sie einen Brief von Ludovico. „Unsere Herzen, schrieb er unter andern, haben nie aufgehört für einander zu schlagen, davon bin ich überzeugt; aber ich fühle, daß es jetzt nicht Zeit ist, um eine so lange verfolgte treue Liebe zu krönen; doch glaube ich dein

Zartgefühl nicht zu verletzen, wenn ich um die Erlaubniß bitte, dich als Freund und Verwandter besuchen zu dürfen." Dieser Brief versetzte Julia in die schmerzlichste Verlegenheit. Sie hatte sich vorgenommen, ihm ihr Verbrechen zu gestehen und seinem Besitz, als seiner unwürdig, auf immer zu entsagen; aber die Stimme des Herzens war mächtiger als ihre Entschlüsse — Ludovico erhielt die erbethene Erlaubniß. Ihr Aussehen, der tiefe Schmerz, der aus jedem ihrer Züge sprach, befremdete ihn nicht wenig, und erregte den Gedanken: Julia bedaure den Verlust ihres Gatten, den sie doch wohl geliebt habe. Dieser Argwohn erzeugte eine höchst bittere Empfindung in Ludovico's Herzen.

Durch die strengste, heimlich geübte Buße, suchte Julia ihr Verbrechen auszusöhnen. Sie spendete reichlich Almosen, hundert Messen wurden für die Seelenruhe des Ermordeten gelesen, ein kostbares Denkmahl zierte sein Grab, und endlich unternahm sie sogar eine Wahlfahrt nach Loretto. So gelang es ihr einigermaßen, ihr Gewissen scheinbar zu beruhigen; sie fühlte sich leichter und kehrte, obgleich blaß und abgezehrt doch in leidlicher Gemüthsstimmung nach Parma zurück.

Ludoviko ward jetzt dringender und Julia folgte dem Zuge ihres Herzens und reichte

ihm die Hand am Altare. Eine hellere Zukunft schien vor ihr aufgehen zu wollen, sie hoffte wieder auf glückliche Tage. Mit dem Enthusiasmus der feurigsten Liebe hieng sie an ihrem neuen Gatten; seine Gegenwart gab ihr Beruhigung, seine Entfernung machte sie trostlos.

Sie ward Mutter. Die süßen Sorgen für das theure Pfand ihrer Liebe trugen viel dazu bey, sie aufzuheitern und das trübe Bild der Vergangenheit immer mehr in ihrem Gedächtnisse zu verwischen. Sie glaubte den Himmel durch ihre Leiden, ihre Reue versöhnt zu haben, und gab sich dem Glücke, das ihr lächelte, mit Entzücken hin. — Aber der selige Traum währte nicht lange!

Eines Abends war sie mit ihrem Gemahl zum Ball bey dem Herzog eingeladen; sie saß an der Toilette, von ihren Frauen umgeben, welche beschäftigt waren sie zu schmücken. „Haben Euer Gnaden schon gehört," fing eines der Mädchen im Laufe des Gespräches an, „daß unser alter Hausarzt der Doctor Marco diesen Nachmittag gestorben ist?" — Furchtbar wirkte diese Nachricht auf die arme Julia. Die Vergangenheit trat drohend vor ihre Seele und schreckte sie auf aus der täuschenden Ruhe. Schwerer als jemahls lastete das Gefühl der Schuld auf ihrem Herzen, in Thränen der schmerzlichsten Reue zerfließend,

verließ sie die Toilette. Eine ungeheure Angst ergriff sie, als sie in den Saal treten wollte, wo Ludovico ihrer harrte; von einem unerklärbaren Gefühl getrieben, kehrte sie um und eilte in die Kinderstube. Ihr Sohn lag schon im Bette, obgleich noch wachend, lächelnd streckte er ihr die kleinen Hände entgegen, hastig ergriff sie ihn, drückte ihn mit heißen Küssen an die wallende Brust, und wankte, den Knaben auf den Arm, in den schwach beleuchteten Saal. Kaum hatte sie die Thür geöffnet, als ihr plötzlich däuchte — die blasse Leichengestalt des gemordeten Grafen trete mit drohender Geberde zwischen sie und ihren Ludovico. Mit einem lauten Schrey sank sie zu Boden; das Kind entstürzte den Armen der Ohnmächtigen!

Als sie wieder zu sich kam, sah sie sich auf einem Ruhebette; Ludoviko stand mit thränenschweren Augen neben ihr, aber ihren Sohn vermißte sie. Aengstlich erkundigte sich die ahnende Mutter; verlegen stotterte Ludovico: er sey schläfrig geworden und zu Bette gebracht. „Nein rief die Verzweifelnde, er ist todt, ich weiß es! Er stürzte aus meinen Armen auf das harte Marmorgetäfel des Saals. „Mit unwiderstehlicher Gewalt entriß sie sich den Armen ihres Gatten, der sie zurückhalten wollte, und eilte in das Ge-

mach ihres Sohnes. Da lag der blutende Knabe bewußtlos unter den Händen eines Arztes, der seine tiefe Kopfwunde untersuchte. „Ich bin seine Mörderinn!" schrie die unglückliche Mutter, indem sie sich die Haare zerraufte; einen entsetzlichen Blick zum Himmel werfend, setzte sie mit Jammertönen hinzu: „Ich hab' es verdient!" Bald brach sie in laute Klagen aus, bald fuhr sie zusammen, starrte ängstlich in einen dunkeln Winkel und stammelte zitternd: „Seht ihr ihn? Dort — dort steht er. Er ist's! Es ist Montini!" — Man wollte die Fieberkranke zu Bette bringeu, aber mit ungeheurer Kraft sträubte sie sich dagegen, ihr sterbendes Kind zu verlassen. Sie wich nicht von dem Bette des Knaben. Als endlich der Arzt erklärte: er sey todt! sprang sie ans Fenster, riß es auf, schrie mit herzzermalmenden Tönen in die finstere Nacht hinaus: „Hast Du mich noch nicht genug gestraft?!" und sank erschöpft in die Arme ihres Gatten, der ihr besorgt nachgeeilt war.

Von dieser Zeit an kehrte keine Ruhe in den Busen der Unglücklichen zurück; überall sah ihre erhitzte Einbildungskraft die drohende Gestalt des Ermordeten. Entsetzlich war ihr Los! Sie hatte ihr einziges Kind verloren und lief sogar auch Gefahr, ihres Gatten Liebe zu verlieren; denn ihr Betragen und der Nahme Montini, welcher den

Lippen der unglückseligen Träumerinn so oft entfuhr, bestärkten in ihm den Argwohn: Julia habe den Grafen wahrhaft geliebt, und fühle sich jetzt unglücklich. — Oft stand sie im Begriff, ihm Alles zu bekennen, aber die Furcht, daß der Geliebte sie als ein Ungeheuer fliehen und hassen würde, bestimmte sie, lieber ihr unglückliches Los mit stiller Ergebung zu tragen, als das Einzige einzubüßen, was auf Erden noch Werth für sie hatte. Aber der Wurm in ihrem Busen ruhte nicht; ihre Visionen kehrten häufiger wieder, und trieben sie endlich in einer furchbaren Gewitternacht, wo Ludovico gerade auf einige Zeit verreis't war, zu dem schmerzlichen Entschlusse, der Welt und ihrem ewiggeliebten Gatten zu entsagen, und in einem Kloster Ruhe zu suchen vor den Skorpionen des Gewissens! — Sie traute der Festigkeit ihres Entschlusses selbst nicht, deßhalb sandte sie, obgleich es bald Mitternacht war, zu dem Pater Anselmo, mit der Bitte, unverzüglich zu ihr zu kommen. Der ehrwürdige Greis ließ sich nicht lange erwarten. „Was ist die Ursache, meine geliebte Tochter, fragte der Eintretende, daß Sie mich zu dieser ungewöhnlichen Stunde rufen lassen? Seit langer Zeit lastet ein schwerer Kummer auf Ihrem Herzen. Haben Sie mir etwas zu vertrauen? Sprechen Sie ohne Scheu; Trost und

Hülfe, wenn sie in meinen geringen Kräften stehen, sollen Ihnen nicht fehlen. Was kann die reine Seele meiner guten Tochter so tief beugen?"

O ehrwürdiger Vater, erwiederte Julie, ich bin nicht mehr was ich war, als wir uns das letzte Mahl in dem Hause meines Vaters sprachen; als sie in der edelsten Absicht mich zu jener unglücklichen Verbindung überredeten. Ein furchtbares Verbrechen lastet auf meiner Seele!

Erschrocken zurücktretend sagte der Pater besorgt: „Theures Kind, ich fürchte, Sie sind auf dem Wege zu einem gefährlichen Fieber, das Ihre Sinne verwirrt. Fehlen kann der Mensch, aber eines Verbrechens ist die Tochter einer solchen Mutter, wie die Ihrige war, nicht fähig."

Ich habe meinen ersten Gatten ermordet, sein drohender Schatten verfolgt mich überall und läßt mir keine Ruhe! rief schluchzend die reuige Sünderinn und warf sich zu den Füßen des erstarrten Greises, der von diesem unerwarteten Geständniß so betroffen war, daß er keine Worte finden konnte; zwey große Thränentropfen träufelten in den weißen Bart, die frommen Augen gen Himmel gerichtet, stammelte er endlich mit gefaltenen Händen: „Ist es möglich?!"

Es währte lange, bis er sich wieder so weit gesammelt hatte, um das vollständige Bekenntniß

der Schreckensthat mit allen sie begleitenden Umständen und den gefaßten Entschluß aus dem Munde der Unglücklichen zu vernehmen. Er billigte das fromme Vorhaben vollkommen, lobte die unverkennbaren Beweise wahrer Reue, und schlug Julia vor, das Kloster St. Maria bey Neapel, dessen Aebtissinn er kannte, zum Zufluchtsort zu wählen. Er erboth sich sogar, nach Rom zu reisen, und bey dem heiligen Vater die Scheidung ihrer Ehe mit Ludovico zu bewirken; weil dieser, so lange er noch ein Recht an die Büßerinn habe, niemahls in diese Trennung willigen werde. Dieser Vorschlag war der empfindlichste Streich für Julia's Herz. „Nein, rief sie verzweifelnd, das kann ich nicht, das geht über meine Kräfte!" —

Ist das Ihre Reue? unterbrach sie Anselmo mit erhobener Stimme — Wie können Sie Vergebung Ihres ungeheuern Verbrechens hoffen, so lange ihr Herz noch mit sündlichen Gedanken an dem hängt, der die Ursache dieses Verbrechens ist? O Julia! Julia! Gehen Sie in sich. Die Welt können Sie wohl täuschen, aber niemahls, den, der die Herzen prüft! — Das blitzende Auge des Greises, seine donnernde Stimme die erschütternde Wahrheit seiner Worte — Alles wirkte auf Julia; ihr war es, als ob sie vor ihrem

Richter stände, und aus seinem Munde ihr Urtheil vernähme. Zagend blickte sie zu ihm auf — da kam es ihr vor, als ob des Grafen bleiche Gestalt über des Greises Schulter drohend nach ihr hinblicke! Mit wahrer Zerknirschung umfaßte sie des Paters Knie und gelobte blinden Gehorsam.

Nun ward verabredet, daß beyde schon in der künftigen Nacht ihre Reise nach Neapel antreten wollten, weil Ludoviko jeden Tag heimkehren konnte. In einem zurückgelassenen Briefe sollte Julia von ihrem Gatten für immer Abschied nehmen, ohne ihm die Ursache zu melden, welche sie zur Flucht zwangen.

In furchtbarer Bewegung brachte Julia, nachdem sie der Pater verlassen hatte, den übrigen Theil der Nacht zu. Sie sollte den heißgeliebten Gatten, dessen Besitz sie so theuer erkauft hatte, nicht wieder sehen! Was sollte er von ihr denken? War das der Lohn für seine Treue und unerschütterliche Anhänglichkeit? — Der Morgen überraschte sie unter dem Wechsel marternder Empfindungen. Mit zerrissenem Herzen traf sie den Tag über die nöthigen Anstalten zur Flucht. Endlich kam die verhängnißvolle Nacht, und mit ihr Pater Anselmo, um sie abzuhohlen. Noch ein Mahl ergriff der furchtbare Gedanke des ungeheu-

ren Verlustes mit allen Schrecken ihre Seele — allein der Wurf war gefallen! Ihr Los entschieden!

Nach einer beschwerlichen Reise langten die Flüchtlinge am Eingange von St. Maria an. Die finstern Mauern, der dumpfe Ton der Vesperglocke, die Vorstellung, an der Pforte zu stehen, die sie von allem irdischen Glück für immer trennt, wirkte so mächtig auf Julia, daß sie nur mit Anstrengung den Wagen verlassen konnte. — Die Aebtissinn nahm sie gütig auf, und die übrigen Nonnen, dem Beyspiel ihrer Obern folgend, überbothen sich, ihr Theilnahme und Liebe zu beweisen. Aber wie wenig war das Alles im Stande, die fürchterlichen Betrachtungen zu verscheuchen, die sich der Unglücklichen aufdrangen, als der Pater sie verlassen hatte, um seine Reise nach Rom fortzusetzen. An den Glanz der Welt von Jugend auf gewöhnt, mit allen Ansprüchen an das Leben und seine Freuden, sollte sie in diesen traurigen Mauern, von fremden Menschen umgeben, die anders dachten, anders fühlten als sie, ihre Tage hinschmachten!

Ein schwacher Schein von Hoffnung dämmerte noch in ihrer Seele während des Paters Abwesenheit; als er aber zurückkehrte und den päbstlichen Befehl der Ehescheidung mitbrachte, da war es ihr, als habe sich plötzlich eine Scheidewand

zwischen ihr und der Welt aufgerichtet. Sie wagte es nicht zu klagen noch zu murren, geduldig wie ein Opferlamm ließ sie alles über sich ergehen. Der Tag ihrer Einweihung in den Orden ward bestimmt. Der ehrwürdige Pater stand ihr in dieser schweren Prüfungszeit treulich bey und begleitete sie selbst zum Altare. Die schönen Locken fielen unter der Schere der Nonnen, der Schmuck der Himmelsbraut ward mit dem härnen Klostergewande vertauscht, die Worte der Weihe wurden gesprochen — und die Welt war fortan für sie nicht mehr!

Noch eine harte Prüfung stand der armen Dulderinn bevor. — Eines Tages wurde sie in das Sprachzimmer gerufen. Der Schrecken hemmte ihre Schritte, als sie am Sprachgitter Ludovico stehen sah. Eine herzzerreißende Scene folgte nun. Ludovico beschwor sie mit Thränen, ihm wenigstens die Ursache zu entdecken, die sie bewegen konnte, einen Gatten zu verlassen, der sie so innig, so treu liebte, dessen einzige Freude darin bestand, sie glücklich zu machen. Zitternd flehte Julia: Mitleid mit ihr zu haben, und überzeugt zu seyn, daß sie mit blutendem Herzen sich von ihm losgerissen habe, daß der Schritt aber unvermeidlich gewesen sey. Sie bath ihn, — zu bedenken, daß sie nicht mehr dieser Welt angehöre, daß sie

an den Pforten der Ewigkeit stehe, und beschwor ihn endlich, ihre schwer errungene Fassung nicht zu stören. „Lebe wohl auf ewig!“ rief sie mit gebrochner Stimme und wankte auf ihre Begleiterinn gestützt ihrer Zelle zu. Sie hörte Ludovico's Geschrey, sein Schluchzen im Kreuzgang wiederhallen und sank erschöpft auf ihr Ruhebette.

Der letzte Streich war geschehen! Von nun an sah sie weder Ludovico noch einen ihrer Verwandten wieder, nur der Pater Anselmo besuchte sie zuweilen, und bewunderte den beyspielosen Wandel der Büßenden. Keine Kasteyung, keine Pönitenz war ihr zu schwer, sie duldete das Härteste mit unbeschreiblicher Hingebung. — Vierzehn Jahre büßte sie für ihr Verbrechen; endlich nahm der versöhnte Himmel die Bürde von den Schultern der armen Kreuzträgerinn. In ihrer Sterbestunde glaubte sie den Geist des Ermordeten noch ein Mahl zu sehen: er hatte ihren Sohn auf dem Arm, der drohende Blick war in sanftes Mitleid verschmolzen und gen Himmel deutend lispelte er: Versöhnung! — Ludovico fand, als ihm später der Pater das Geheimniß entdeckte, Beruhigung in den Trostgründen seiner heiligen Religion.

an den Pforten der Ewigkeit stehe, und befühlet ihn endlich; ihre schwer errungene Fassung nicht zu stören. „Lebe wohl auf ewig!“ rief sie mit gebrochner Stimme und wankte auf ihre Begleiterinn gestützt ihrer Zelle zu. Sie hörte Ludovico's Geschrey, sein Schluchzen im Kreuzgang niederhallen und sank erschöpft auf ihr Ruhbettchen.

Der letzte Streich war geschehen! Von nun an sah sie weder Ludovico noch einen ihrer Verwandten wieder; nur der Pater Anselmo besuchte sie zuweilen, und bewunderte den beyspielosen Wandel der Büßenden. Keine Kasteyung, keine Pönitenz war ihr zu schwer, sie duldete das Härteste mit unbeschreiblicher Ergebung. — Vierzehn Jahre büßte sie für ihr Verbrechen; endlich nahm der versöhnte Himmel die Bürde von den Schultern der armen Kreuzträgerinn. In ihrer Sterbestunde glaubte sie den Geist des Ermordeten noch ein Mahl zu sehen: er hatte ihren Sohn auf dem Arm; der drohende Blick war in sanftes Mitleid geschmolzen und gen Himmel deutend lispelte er: Versöhnung! — Ludovico fand, als ihm später der Pater das Geheimniß entdeckte, Beruhigung in den Tröstungen seiner heiligen Religion.

Was seyn soll, schickt sich wohl.

Das Geläute der Glocken und der Donner der Kanonen verkündete am Morgen des Himmelfahrtstages den Einwohnern von Venedig das prachtvolle Fest der Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere. In wogenden Haufen strömte Jung und Alt dem Kanale St. Marko zu, dessen ganze Breite nach wenigen Stunden mit einer zahllosen Menge von schwarzen Gondeln und buntverzierten Barken bedeckt war. Unter den wimmelnden Haufen, den die Neugierde herbeygezogen hatte, befand sich Graf Solldingen, ein junger, deutscher Cavalier, der Italien durchreiset war und auf seiner Rückkehr in das Vaterland die Inselstadt besuchte, um dem imposanten Schauspiele, daß sich hier bereitete, beyzuwohnen.

Gegen Mittag bestieg der Doge, im festlichen Ornat, von einem glänzenden Gefolge von Senatoren und fremden Gesandten umgeben, den, auf dem prachtvoll geschmückten Bucentaur, für ihn errichteten Thron. Unter dem Geläute aller Glocken wurden die Anker gelichtet; in stolzer Pracht

Bayerische Staatsbibliothek München

setzte sich der feyerliche Zug langsam in Bewegung, von den in zwey Reihen aufgestellten Kriegs- und Kauffahrdeyschiffen mit Kanonendonner und Musik begrüßt und einem bunten Gondel-Geschwader umschwärmt. Bey der Insel St. Helena kam der Patriarch mit seinem geistlichen Gefolge in einer vergoldeten Barke dem Bucentaur entgegen. Als er den Zug erreicht hatte, weihte er ein Gefäß mit Wasser, welches er hierauf in's Meer goß, um, wie der gemeine Mann glaubt, den Seesturm zu beschwören. Nachdem der Bucentaur, von den Kanonen des Hafens St. Nicolo feyerlich bewillkommet, eine Strecke in die offene See hinaus gesteuert war, kehrte sich das Schiff, der Doge trat auf eine hinter dem Throne angebrachte Gallerie und warf mit den Worten: „Desposamus te, mare, in Signum perpetui Dominii!“ unter dem Donner des Geschützes, dem Gebethe der Geistlichkeit und dem Jubelgeschrey des Volkes einen Ring in's Meer; worauf der Bucentaur zurückkehrte und an der Insel Lido hielt, wo der Doge mit der Signoria an's Land stieg, um in der Kirche St. Nicolo dem feyerlichen Hochamte beyzuwohnen.

Auch Graf Solldingen war mit seiner Gondel gelandet und versuchte, wiewohl vergebens, sich durch den Haufen zur überfüllten Kirche Bahn zu machen; plötzlich hörte er hinter sich

ausrufen; „Er ist es!“ Die Töne der geliebten Muttersprache schlugen wohlthätig an sein Ohr und in leisen Schwingungen erbebte eine Saite seines Herzens. Schnell wandte er den Kopf nach der Seite hin, woher die traulichen Töne kamen und sah ein Mädchengesicht voll Liebreitz. Die Vergißmeinnicht-Augen und das blondgelockte Haar verriethen ihm die celtische Abkunft der schönen Unbekannten, und die holde Röthe, welche ihr Gesicht überflog, als sein Blick den ihrigen traf, das gesenkte Auge, die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher ihr Begleiter, ein ältlicher Mann, ihn beobachtete — Alles ließ ihn vermuthen, daß sein plötzlicher Anblick jenen Ausruf veranlaßt habe. Obgleich er nicht begreifen konnte, wie und woher er der reitzenden Dame bekannt sey, so wagte er es doch nicht, — einen wahrscheinlichen Irrthum fürchtend, sie anzusprechen; denn ihr Anzug sowohl, als ihr ganzes Wesen ließen keinen Zweifel übrig, daß sie und ihr Begleiter sich den höhern Ständen zuzählten. War es die Sonderbarkeit des ganzen Auftrittes, oder trug die Schönheit der Dame das ihrige dazu bey, kurz, Graf Solldingen, der sonst kein Freund von galanten Abenteuern war, brannte vor Neugierde, zu erfahren, wer die Unbekannte sey. Er vergaß die hohe Signoria sammt dem Dogen; fest

Bayerische Staatsbibliothek München

entschlossen, ihr zu folgen, um ihre Wohnung und auf diese Weise ihren Stand und Nahmen zu entdecken, blieb er im Volkshaufen stehen, doch so, daß er die Dame und ihren Begleiter stets im Auge behielt. Mit Vergnügen bemerkte er, daß der Holden Blick ihn beobachtete, doch sich jedes Mahl, wie auf einem Verbrechen ertappt, abwandte, sobald der seinige sie traf. Dieses, übrigens nicht unangenehme Augenspiel, ward einige Zeit lang wiederhohlt, diente aber nur dazu, des Grafen Neugierde immer mehr zu entflammen. Er dankte Gott, als das Hochamt geendet war, und der festliche Zug in der vorigen Ordnung den Rückweg antrat. Mit Anstrengung aller Kräfte arbeitete er sich durch die Menge, um die Schöne, welche ihre Schritte dem Ufer zuwandte, nicht aus den Augen zu verlieren; doch hier, wo Alles in buntem Gewirre den Gondeln zuströmte, ward er trotz allem Widerstreben, vom Haufen fortgerissen und von der Dame getrennt. Vergebens bemühte er sich, sie wieder zu finden, vergebens blieb er auf der Insel, bis die letzte Gondel vom Ufer stieß, vergebens both er seinem Gondoliere reichen Lohn, damit er den Zug der sich indessen schon weit entfernt hatte, wieder einhohlte, — die Dame war und blieb verschwunden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das bunte Getreibe der Käufer und Verkäufer auf dem St. Markusplatze, der mit geschmackvoll errichteten Buden bedeckt war, das Gewimmel der neckenden Masken vermochte eben so wenig Solldingens Aufmerksamkeit zu fesseln, als der prachtvolle Corso, der am Abend auf dem Kanale della Giudecca zur Freude der zahllosen Zuschauer gehalten ward, die reichverzierten Gondeln, die mahlerischen Stellungen der Gondoliere und die Gewandtheit der Bakarolen, die bey'm Wettlauf mit unglaublicher Geschicklichkeit und Sicherheit durch das Gewühl steuerten, blieben von ihm unbemerkt; die reizende Unbekannte war das einzige Ziel, nachdem sein Auge vergeblich strebte.

Ermüdet von fruchtlosem Suchen kehrte er verdrießlich nach Hause zurück. Die schöne mondhelle Nacht lockte ihn an's Fenster: gedankenvoll lag er da, vor sich hinausstarrend, da weckten ihn die Töne einer Guitarre aus seinen Träumen. Sie schienen aus dem offenen Fenster des Nachbarhauses zu kommen. Wie ward ihm aber, als eine schöne, weibliche Stimme das, zu jener Zeit eben erschienene herrliche deutsche Lied: „Nur wer die Sehnsucht kennt," — mit unbeschreiblichem Ausdruck sang. Mächtig ergriffen die bedeutenden Worte und die meisterliche Composition des Liedes

sein erregtes Gemüth, ein Meer von unbestimmten Empfindungen wogte in seinem Busen auf und nieder, ihn bald mit Wonne, bald mit Schmerz erfüllend; nur Ein Gedanke stieg klar aus dem dunklen Chaos der verschiedenartigsten Gefühle vor ihm auf, der: daß die bezaubernde Sängerinn Niemand seyn könne, als jene reitzende Unbekannte, welche, so lange vergebens gesucht, ein günstiges Geschick mit einem Mahle ihm so nahe brachte. Er segnete den glücklichen Zufall, indem er zugleich die Nacht verwünschte, die ihn hinderte, auf der Stelle Erkundigungen einzuziehen.

Der folgende Morgen gab ihm den erwünschten Aufschluß. Er erfuhr, seine schöne Nachbarinn sey die junge Baronesse Espern aus Deutschland, welche mit ihrem alten Onkel vor zwey Tagen hier angekommen war. Nachdem er in der Hoffnung, sie am Fenster zu erblicken, sich wohl zwanzig Mahl den Kanal vor ihrem Hause vergebens auf und ab rudern ließ, faßte er, von Ungeduld gespornt, den Entschluß, seinen Kammerdiener zu dem alten Onkel zu schicken, selben in seinem Nahmen als Landsmann zu bewillkommen und ihn um die Erlaubniß zu bitten, persönlich aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener kehrte mit der erwünschten Antwort zurück: „Graf Sollbingen

würde dem Baron Espern zu jeder Zeit willkommen seyn." Der Hocherfreute säumte nicht, von der erhaltenen Erlaubniß in der nächsten Stunde Gebrauch zu machen.

Der Baron, ein heiterer lebenslustiger Fünfziger empfing ihn mit zuvorkommender Artigkeit; aber — allein! So angenehm und hoffnungsreich unser'm Grafen die Höflichkeit des freundlichen Onkels war, so sehr verdroß ihn die Abwesenheit der reitzenden Nichte, welche hier zu treffen er zuversichtlich hoffte. Er verlängerte die Dauer seines Besuches über die Gebühr, von Zeit zu Zeit die Thür scharf beobachtend, in Erwartung, daß sie sich öffnen und die Ersehnte hereintreten würde; aber die Grausame kam nicht und er sah sich endlich genöthiget, Anstalt zum Aufbruch zu machen. Im Begriff, eben so verdrießlich zu gehen, als er fröhlich gekommen war, klangen ihm die Worte des Barons: „Beynahe hätte ich vergessen, Ihnen meine Nichte vorzustellen, Herr Graf!" wie Sphärenmusik, besonders, als der freundliche Alte um dessen Mund ein triumphirendes Lächeln schwebte, hinzufügte: „Ich rechne auf Ihre Entschuldigung und gehe, sie zu hohlen."

Damit verließ er das Gemach und Sollbingen stand da mit einem Gemisch von Furcht und Freude, von Verlegenheit und Hoffnung;

kurz in einer so sonderbaren Stimmung, daß er sich nicht erinnern konnte, jemahls etwas ähnliches gefühlt zu haben. Wie vor der Erscheinung der hehren Königinn des Tages die Nachtnebel fliehen, so verscheuchte der jungen Baronesse Eintritt und anmuthiges Wesen des Grafen Verlegenheit. Hatte früher ihre Schönheit ihn entzückt, so staunte er jetzt über die Bildung ihres Geistes, über ihre Anspruchlosigkeit und das wahrhaft kindliche Gemüth, das sie in ihrem Gespräch entfaltete. Mit Vergnügen nahm er die Einladung an, den Baron und seine liebenswürdige Nichte bey Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt zu begleiten. Die Stunden verflogen ihm an der Seite der Holden, wie Augenblicke; von Minute zu Minute entdeckte er neue Vollkommenheiten, denn es schien, als lege sie es darauf an, ihm zu gefallen, was seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, und er trennte sich mit der Ueberzeugung von ihr, daß sie ihn gleich einer mächtigen Fee auf ewig in den Zauberkreis ihrer Reitze gebannt habe.

Bey jedem wiederhohlten Besuche ward es ihm deutlicher, daß er sie liebte, mit einer Leidenschaft liebte, deren er sich bis jetzt selbst nicht fähig hielt. Diese Entdeckung, so sehr sie ihn auf einer Seite beglückte, beunruhigte ihn auf der andern nicht wenig; denn er war — bereits verlobt.

Graf Solldingen, Eduards Vater, war mit dem Grafen Hochfels von früher Jugend an, durch die Bande inniger Freundschaft verbunden. Gleiche Neigungen, gleicher Stand und gleiche Glücksgüter gaben diesem Bande Dauer und Festigkeit. Die Väter wünschten das Glück welches ihnen Liebe und Freundschaft gewährten, auf ihre Kinder zu vererben und bestimmten deßhalb Solldingen's einzigen Sohn Eduard zum künftigen Gatten der einzigen Tochter des Grafen Hochfels, Emilie genannt. Als später Graf Hochfels zum Gesandten am englischen Hofe ernannt ward, und mit seiner Familie das Vaterland verlassen mußte, um sich in London anzusiedeln, da beschlossen die Freunde, ihren Vorsatz durch das Gesetz zu heiligen und der zehnjährige Eduard ward mit der achtjährigen Emilie feyerlich verlobt.

Der Knabe Eduard gefiel sich in diesem Verhältnisse ungemein, er that sich nicht wenig darauf zu gute, mit seinen Spielgenossen von seiner schönen Braut und künftigen Gemahlinn sprechen zu können; anders dachte aber der Jüngling. Der Gedanke, ohne eigene Wahl gebunden, des Vorrechtes, als freyer Mann seine Hand verschenken zu dürfen, beraubt zu seyn, war dem natürlichen Freyheitssinne des kräftigen Jünglings drückend

und ward mit zunehmenden Jahren und zunehmender Kraft immer drückender. Obgleich alle Nachrichten, die ihm von Emilien zukamen, darin übereinstimmten, daß das schöne Kind zur reitzenden Jungfrau emporgereift sey, obgleich Jeder, der sie kennen lernte, den Glücklichen beneidete, dem ein solcher Schatz zu Theil ward, — der Gedanke: Du mußt ihr Gemahl werden! machte ihm ein Band verhaßt, das jedem Andern als ein beneidenswerthes Los erschien.

Mit Sehnsucht erwartete er die Zeit, welche ihm, nach vollendeten Studien, zur letzten Ausbildung durch Reisen vergönnt war. Sie erschien und Eduard trat die Reise mit dem Gedanken an: es ist die letzte Zeit deiner Freiheit, bald wird sie entschwunden seyn und du wirst dich schmiegen müssen unter das drückende Joch! Wer kann es dem feurigen Jünglinge verargen, wenn er diese Zeit zu genießen und die Kürze ihrer Dauer nach Möglichkeit zu verlängern suchte? Längst war die ihm gegebene Frist verstrichen, längst hatte sein Vater ihn zur Rückkehr gemahnt. Unter allerley Vorwand wußte er sich die Verlängerung des Urlaubes zu verschaffen. Endlich meldete ihm ein Brief, seine Verlobte sey nach dem Tode ihres Vaters aus England zurückgekommen und seine Pflicht heische es nun, nach Hause zu kehren, um

nach verflossenem Trauerjahr die Vermählung zu vollziehen; allein eben dieses Trauerjahr gab Eduard einen neuen Vorwand des Ausbleibens. Endlich war auch dieses verflossen; ein ernster väterlicher Brief mahnte in drohenden Ausdrücken zur Rückkehr, — mit dem Gefühl eines Vogels, der, nach kurzer Zeit der Freyheit, in den Käfig zurückkehren muß, entschloß sich der Arme, der gebiethenden Nothwendigkeit zu folgen und in Venedig gleichsam Abschied zu nehmen von den lachenden Freuden des ungebundenen Lebens. Doch hier ereilte ihn sein Schicksal. Waren ihm die Fesseln, welche ihn an ein ungeliebtes Wesen banden, vorher verhaßt, so schienen sie ihm jetzt unerträglich, und der feste Entschluß reifte in seiner Seele, die lästigen Bande mit freyem Mannessinn zu sprengen, es koste was es wolle. Eifriger als vorher, bewarb er sich um die Gunst der schönen Baronesse, und ein glücklicher Erfolg krönte sein Bemühen; er konnte nicht länger zweifeln, daß sie seine Gefühle erwiedere und beschloß daher, einen entscheidenden Schritt zu wagen. Den nächsten günstigen Augenblick benützend, sank er ihr zu Füßen und gestand ihr in feurigen Worten seine Liebe; er verhehlte keinesweges das Verhältniß, in welchem er mit seiner Familie stand, fügte aber die Versicherung hinzu, daß ihm kein Opfer

zu theuer sey, wenn er dadurch die Hand der Geliebten erkaufen könne! Der Baronesse schien dieses Geständniß nicht unerwartet; mit holdem Erröthen erwiederte sie ihm, daß auch er auf ihr Herz einen bis dahin unbekannten Eindruck gemacht habe, daß sie ihm gerne die Hand reichen würde, wenn ihr nicht ein gleich trauriges Los zu Theil geworden wäre. Auch sie sey seit ihrer Jugend durch den Willen ihrer Familie mit einem ihr unbekannten Manne verlobt und könne daher auf die Einwilligung der Ihrigen zu der Verbindung mit einem Andern niemahls hoffen. Solldingen stand wie vom Blitz getroffen. So steht der Landmann nach einem verheerenden Hagelschlag an dem verwüsteten Felde, das ihm noch vor wenig Stunden in üppiger Pracht Hoffnung zur reichen Ernte gab.

Mit schmerzerfülltem Busen eilte er nach Hause, dem Verhängniß fluchend, daß seinen heißen Wünschen tückisch in den Weg trat. Wie staunte er, als man ihm meldete, so eben sey sein Vater aus Deutschland angekommen und harre des Sohnes mit Ungeduld in seinen Gemächern. Eduard traute kaum seinen Augen, als die ehrwürdige Gestalt des alten Grafen ihm bey seinem Eintritte entgegen kam, ihn umarmte und lächelnd sprach: „Glück auf, mein Sohn! Nicht wahr,

das heißt überrascht? Aber bereite Dich nur noch auf eine größere Ueberraschung vor. Ich komme nicht allein. Errräthst Du wohl, wer mich begleitet? — Deine verlobte Braut. Von zärtlicher Ungeduld getrieben, beschloß sie, Dir entgegen zu reisen und vermochte mich alten Knaben, ihr zu folgen. Sobald sie sich von den Mühseligkeiten der Reise in Etwas erhohlt hat, werde ich nicht säumen, sie Dir zuzuführen."

Der alte Graf sprach wahr: hatte seine plötzliche Ankunft Eduard überrascht, so that es diese Nachricht noch mehr. Verlegen stotterte er unzusammenhängende Worte und suchte die Unruhe, die ihn quälte, so gut als möglich zu verbergen.

Sobald er seinen Vater schicklicher Weise verlassen konnte, eilte er in das abgelegenste Gemach, hier ging er mit großen Schritten auf und ab, über einen wichtigen Plan brütend. — „Entweder — oder —!" rief er endlich mit starker Stimme, ergriff seinen Hut und eilte zur Baronesse. In hastiger Eile unterrichtete er sie von der drohenden Gefahr. „Wir müssen Alles wagen, oder Alles verlieren!" setzte er hinzu: Die Zeit ist gekommen, wo Sie mir beweisen müssen, ob Sie mich wahrhaft lieben. Wahre Liebe achtet keine Verhältnisse, kennt keinen Eigennutz, scheut keine Gefahr. Nur ein Rettungsweg bleibt uns übrig

— die Flucht. Liebst Du mich wirklich, so folge mir noch diese Nacht. In einem entfernten Lande segne die Kirche unsern Bund; dann wollen wir versuchen die Unsrigen zu versöhnen, wo nicht, so besitze ich hinlängliche Kenntniße, durch anständigen Erwerb mich und die Meinigen zu erhalten."

Die Baronesse schien anfangs vor dem Wagestück zurückzuschaudern, doch Eduard's Bitten, seine Versicherungen, seine Schwüre hoben den letzten Zweifel; sie willigte ein und die nächste Mitternachtsstunde ward zur Flucht festgesetzt.

Kaum hatte die Nacht den schwarzen Mantel über die Lagunenstadt gebreitet, als Eduard mit Hülfe seines vertrauten Kammerdieners seine Chatouille und einen Theil seines Gepäckes nach der zur Flucht gedungenen Gondel bringen ließ; mit Ungeduld erwartete er Mitternacht. Endlich ertönte die ersehnte Stunde vom Thurme der St. Markuskirche, schnell eilte er unter das Fenster der Geliebten, durch das verabredete Zeichen seine Nähe ihr kund zu thun; da fühlte er sich plötzlich von einer Schaar Sbirren ergriffen und gebunden fortgeschleppt. Vergebens suchte er der Menge zu widerstreben, er sah sich überwältigt, eine dichte Kappe, die ihn der Sprache und des Gesichtes beraubte, hüllte sein Haupt in Finsterniß; so ward er

in eine Gondel geworfen, wo er Zeit hatte, seinem Unstern zu fluchen.

Nach einer Viertelstunde ungefähr, die dem Armen zur Ewigkeit ward, landete die Gondel, man hob ihn heraus, führte ihn in ein Haus, eine Treppe hinan, hier wurde eine Thür geöffnet und er hinein geführt. Als man seine Bande löste blieb ihm kein Zweifel, daß er sich im Kerker befinde; wie groß war daher sein Erstaunen, als man die Kappe vom Kopfe zog und er sich in einem hellerleuchteten Zimmer sah, vor seinem Vater stehend.

Nachdem sich auf seinen Wink die Sbirren entfernt hatten, begann der alte Graf: „Schöne Streiche junger Herr! So ehrst Du Deinen Stand und Deine Familie? Dank' es der Wachsamkeit der hiesigen Polizey, deren Chef mein alter Freund ist, daß Du verhindert wurdest, eine Thorheit zu begehen. Um jedoch ähnlichen Auftritten in Zukunft vorzubeugen, soll noch in dieser Stunde der Priester den Segen über Dich und Deine dir rechtmäßig verlobte Braut sprechen."

„Nimmermehr!" rief Eduard.

„Reitze meinen Zorn nicht!" fuhr der Alte fort: „sey vielmehr froh, daß ich, Deine That vergessend, sie nicht nach Verdienst bestrafe. — Die Comtesse Hochfels ist von Allem unterrichtet,

sie hat sich, der späten Stunde ungeachtet, zur Trauung entschlossen, der Priester harret —"

Eduard. Mein Vater, ich beschwöre Sie bey Allem, was heilig ist —!

Der alte Graf. Und ich befehle Dir im Nahmen der gesunden Vernunft, die Narrenspossen aufzugeben und der Comtesse Deine Hand zu reichen!

Eduard. Mein Herz blutet, Ihnen widerstreben zu müssen, allein ich kann nicht anders! Niemahls werde ich der Comtesse meine Hand reichen!

„Das wollen wir doch sehen", rief der Vater, nahm den Sohn bey der Hand und zog ihn in einen anstoßenden Saal. Hier befand sich eine Gesellschaft von Damen und Herren, vor einem kleinen Altar stand der Priester im Ornat und neben ihm die Comtesse Hochfels verschleyert. „Hier Ihro Hochwürden, ist der Bräutigam, belieben Sie die heilige Handlung zu vollziehen," sprach Graf Solldingen, indem er seinen Sohn dem Priester zuführte.

„Halten Sie ein!" rief dieser: „ich protestire feyerlich gegen eine Verbindung, welche ich nie eingehen kann!"

„Ist das Dein fester Entschluß? fragte ihn hierauf sein Vater mit scharfem Blick.

„Fest und unerschütterlich!" entgegnete Eduard.

„Wir wollen doch sehen, ob Deine Entschlüsse die Probe bestehen," sagte der alte Graf, ging zur Comtesse, schlug ihren Schleyer zurück, und Eduard — dessen Blick unwillkührlich folgte, — sah in das reitzende Gesicht der — Baronesse Espern.

„Was — was ist das?" stotterte der Betroffene.

„Gräfinn Emilie von Hochfels, die von dir verschmähte Braut," antwortete der Vater.

„Wäre es möglich!" schrie der Ueberraschte und stürzte zu den Füßen der Geliebten.

Nun kam es zur Erklärung. — Die Reitze der jungen Gräfinn Hochfels, mehr noch ihre Talente, ihr Verstand, ihre Herzensgüte, versammelten eine Schaar von Anbethern um sie her. Sie ward von Seufzern in Prosa und Versen bestürmt, doch, ihre Bestimmung kennend und den Willen ihres Vaters ehrend, betrachtete sie sich als das Eigenthum ihres Verlobten und ihr Herz blieb ungerührt bey allgemeiner Huldigung.

Zwar fiel es ihr auf, daß dieser Verlobte, dem sie Alles aufopferte, ihr so selten, und wenn es geschah, so förmliche nichtssagende Briefe schrieb; als sie aber nach dem Tode ihres Vaters

nach Deutschland zurückkehrte, blieb ihr bald kein Zweifel über die Gesinnungen ihres flattersinnigen Bräutigams. Ihre Eitelkeit, und — wo lebt das Weib, welches von diesem Erbe Evens nicht seinen Theil bekommen hätte? — ward gereitzt, ihr Stolz beleidigt. Unter fremden Nahmen beschloß sie, das Herz des Widerspenstigen zu erobern; und wenn es ihr nicht gelänge, einer Verbindung zu entsagen, welche sie unglücklich zu machen drohte.

Bald war der Plan entworfen und sie reiste, von Eduard's Vater und einem weitläufigen Verwandten, Baron Espern; für dessen Nichte sie sich ausgab begleitet, nach Venedig. Hier fand sie Eduard und feyerte in kurzer Zeit einen vollkommenen Sieg über den abtrünnigen Frevler.

Zwischen Scham und Entzücken getheilt, horchte der Ueberselige der Lösung des Räthsels. „Zauberinn!" lispelte er und drückte einen feurigen Kuß auf die niedliche Hand der holden Erzählerinn."

„Nun Kinder!" sprach Graf Solldingen, dazwischen tretend: „laßt den Herrn Pfarrer nicht länger warten; oder hat der Herr da wieder einen festen unerschütterlichen Entschluß gefaßt?"

„Allerdings," antwortete Eduard: „und zwar einen, den nur der Tod lösen kann."

„Und der ist? fragte Emilie mit einem holden Lächeln. —

„Mein ganzes Leben Dir zu weihen!" rief der Entzückte und schloß die Erröthende an sein Herz.

„Amen!" rief der alte Graf und trat mit dem glücklichen Paare zum Altar.

Die
Einquartirung.

Es war eine finstere Nacht, in welcher Oberist Graf von *** im Feldzuge vom Jahre 1813 an der Spitze seines Regiments in L** einrückte. In das Haus einer reichen Kaufmannswitwe einquartirt, vom Nachtwachen und den Beschwerlichkeiten eines langen Marsches ermüdet, hörte er es gern, daß die Frau vom Hause unpäßlich sey, weil er dadurch der steifen Ceremonie der gewöhnlichen Bewillkommungs = Complimente überhoben ward; ließ sich das Essen auf sein Zimmer bringen, und suchte so bald als möglich in den Armen des Schlafes die lang entbehrte Erquickung.

Kaum hatte er die Lichter ausgelöscht und die Augen geschlossen, als er durch ein Geräusch gestört ward. Er blickte auf und — siehe da — eine weiße Gestalt, eine Leuchte in der Hand, kam, mit kaum hörbaren Tritten, zu seinem Lager herangeschritten. — Der Oberist, ein vorurtheilsfreyer Mann, konnte sich bey diesem Anblicke des Grausens nicht erwehren, doch faßte er sich bald,

und harrte mit gespannter Aufmerksamkeit der Dinge, die da kommen würden. Die Gestalt hatte sich indessen auf einen Stuhl gesetzt, und sah mit starren Blicken auf eine Stelle der Wand, oberhalb dem Bette. Unwillkührlich folgte der Oberst ihrem Blicke, und entdeckte bey dem Scheine der Lampe, an der Wand die Spuren eines herabgenommenen Bildes oder Spiegels. Unbeweglich blieb die Gestalt sitzen, indeß gewann der Graf Zeit, sie näher zu betrachten. Es war ein engelschönes kaum 18 jähriges Mädchen, die dunkeln großen Augen, die rabenschwarzen Haare, erhöhten die Lilienfarbe des blassen Gesichts. Sonderbar ward ihm zu Muthe, als er in diesem Gesicht eine Aehnlichkeit entdeckte, die schmerzliche Erinnerungen in ihm erweckte. — Mit einem Mahle schien Leben in die, bis dahin, starre Gestalt zu kommen; Seufzer entstiegen der wallenden Brust, Thränenströme stürzten aus den schönen Augen, mit herzzerreißenden Jammertönen rief sie: „Er ist fort! Auch er hat mich verlassen, verläugnet gleich meinem Vater. Weh mir, ich bin allein, auf der weiten Welt allein!“ sprang auf und verließ laut schluchzend das Zimmer.

Der Eindruck, den dieser Auftritt auf den Obersten machte, war so überraschend, daß er lange in Gedanken versunken, im Bette liegen blieb;

als er sich endlich ermannte und der Erscheinung folgen wollte, entdeckte er, in dem finstern Gange, der zu seiner Wohnung führte keine Spur mehr von ihr. Um die Ruhe des Hauses nicht zu stören, gab er seine Nachforschungen auf, in der Hoffnung, daß ihm der kommende Morgen das Räthsel wohl lösen werde.

Der Tag fing bereits an zu grauen, als er in einen unruhigen Schlummer versank, aus dem ihn ein alter Diener des Hauses weckte, der das bestellte Frühstück brachte. Seine Neugierde trieb ihn an, den Alten alsogleich in's Verhör zu nehmen. Ach, seufzte der treue Johann; gnädiger Herr, Sie berühren da eine traurige Geschichte! Der Oberst, damit nicht zufrieden, drang ernstlicher in ihn und erfuhr Folgendes:

Marie, die Tochter der Kaufmannswitwe, bey welcher der Oberst wohnte, war mit Joseph, des Nachbars Sohn, aufgewachsen; gemeinsame Spiele und gleiche Neigungen hatten frühzeitig den Keim der Liebe in die jungen Herzen gelegt. Die Aeltern ließen es geschehen, und gaben gerne ihre Einwilligung zur Verbindung, als jedes der Kinder insbesondere darum bath. Die Liebenden schwammen in einem Meere von Wonne, umgaukelt von den Rosenträumen der kommenden Seligkeit. Aber ach! sie wurden grausam aufgeschreckt

aus den süßen Träumen. — Joseph's Vater besprach sich mit Marien's Mutter, es kam zu Erklärungen, und — siehe da — es ergab sich, was Niemand geahnet hatte, daß Marie die Frucht eines Fehltritt's der Wittwe, vor ihrer Verheirathung mit dem Kaufmann D** begangen, sey. Herr D** hatte Mariens Mutter in F** kennen gelernt, und geheirathet, und war mit seiner Frau erst später nach L** gezogen; daher kam es, daß Marie allgemein für seine eheliche Tochter galt. — Josephs Vater, ein Lederhändler vom altbürgerlichen Schlage, hatte sich durch Lieferungen ein großes Vermögen erworben, seine veränderten Glücksumstände hatten aber seine Gesinnungen unverändert gelassen; fest hielt er auf strenge Sitte und altes Herkommen. Der Gedanke, seinen Sohn an ein unehelich gezeugtes Mädchen zu verheirathen, empörte sein Innerstes. So leid es ihm auch that, so sehr er Marien, wegen ihrer Herzensgüte und Holdseligkeit, liebte, so konnte er es doch nicht über sich gewinnen, seinen Grundsätzen entgegen zu handeln. Mit der möglichsten Schonung, aber mit der Festigkeit des entschlossenen Mannes, erklärte er der Mutter und seinem Sohne, daß aus der Verbindung nichts werden könne. — Joseph liebte Marien mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe, aber er war

auch gewohnt, den Willen seines Vaters heilig zu verehren. Mit blutendem Herzen gehorchte er, als ihn dieser nach S*** zu einem Verwandten sandte, um ihn durch Entfernung auf andere Gedanken zu bringen. — Schrecklich war aber die Wirkung, welche dieses Ereigniß auf die arme Marie hervorbrachte. Sie gehörte zu jenen leidenschaftlichen Wesen, die den geliebten Gegenstand mit heißer Gluth umfassen, durch und in ihm leben, die nur ein Mahl, aber mit unnennbarer Kraft lieben. Der Gedanke, den Geliebten verloren zu haben, brachte sie beynahe zum Wahnsinn, der sich durch die Bemühungen der geschicktesten Aerzte in eine stille Melancholie umwandelte. Für nichts empfänglich, als für den ungeheuern Schmerz über ihren Verlust, welkte sie dem Grabe zu. Das Zimmer, in welchem der Oberst schlief, war früher ihre Wohnung gewesen, hier hatte sie Joseph's Bild, daß ihr dieser, kurz vor jener unglücklichen Katastrophe, geschenkt, aufgehangen; tagelang saß sie vor diesem Bilde und weinte und klagte ihr unseliges Geschick an. Auf des Arztes Rath brachte man sie in ein anderes Zimmer und verbarg heimlich Joseph's Bild. Marie ließ es geschehen, aber in jener Nacht, in welcher der Oberst eingezogen war, stahl sie sich von der Seite ihrer schlafenden Wärterinn, öffnete die

unverschlossene Thür und brach, als sie des Geliebten Bild vermißte, in jene Jammertöne aus.

Diese Erzählung rührte den Grafen sehr, denn auch er hatte die Leiden unglücklicher Liebe kennen gelernt. Noch ein Kind, verlor er schon den Vater. Seine Mutter, eine stolze Frau aus einem altadelichen Hause, das viele Ahnen aber wenig Geld zählte, suchte ihm frühzeitig die heilige Ehrfurcht für den uralten Stammbaum einzuprägen; aber es schien, als ob der herangewachsene Jüngling, der als Lieutenant bey einem Infanterieregiment stand, der mütterlichen Lehren nicht eingedenk bleiben wolle, denn er hatte sich so sehr vergessen, für ein armes bürgerliches Mädchen ein zärtliches Attachement zu fühlen! Wäre diese Zuneigung bloß eine vorübergehende Galanterie gewesen, so hätte die hochgeborne Mama allenfalls noch ein Auge zugedrückt, und selbe als eine ignoble noble Passion passiren lassen; aber nein, der Unglückselige vergaß, was er sich und der Ehre seines Hauses schuldig war, so ganz, daß er sogar an eine eheliche Verbindung dachte!! — Und dem war wirklich so. — Verborgen wie das Veilchen im Grase blühte Louise, eine vater- und mutterlose Waise, in ihrer einsamen Wohnung, sich von ihrer Hände Arbeit nährend. Der Lieutenant sah zufällig das schöne Mädchen, und

machte, nach hergebrachter Sitte, Jagd auf die seltne Beute. Wie wunderte er sich aber, als er sich mit Verachtung zurückgewiesen, alle Kunststücke der Verführung an diesem Feenkinde abprallen sah. Die Ueberzeugung, daß es noch wahre Tugend gebe und die Allgewalt, mit welcher diese auch auf verdorbene Herzen wirkt, machten auf sein weiches Gemüth einen großen Eindruck. Er fing an, das schöne Mädchen wahrhaft zu lieben, und mit immer größerer Stärke, je mehr sich ihm ihr herrliches Gemüth entfaltete. Es schmeichelte der Eitelkeit der Kleinen nicht wenig, einen Sünder bekehrt zu haben; aber ehe sie sich's versah, hatte sie diesen reuigen Sünder von ganzen Herzen lieb gewonnen und war in einer unbewachten Stunde selbst zur Sünderinn geworden. Der Lieutenant, der zum ersten Mahle wahrhaft liebte, hielt es für Pflicht, der Entehrten durch seine Hand zu vergelten. Während er nachsann, wie er sein Vorhaben seiner Mutter beybringen und ihre Einwilligung erhalten sollte, war diese schon von allem unterrichtet, und ließ heimlich alle Minen springen, um den Schimpf abzuwenden, der ihrer unbefleckten Stammtafel drohte. So kam es, daß der Herr Lieutenant plötzlich zu einem entfernten Regiment versetzt ward, mit der strengen Ordre, sogleich abzureisen. Der Oberst dieses Regiments

war ein Vetter seiner Mutter, durch Blut und Gesinnung mit ihr verwandt; dieser übernahm es, den ehrvergessenen Sprößling eines erlauchten Hauses zu bewachen. Alle Briefe, welche der Lieutenant abschicken wollte, oder die an ihn ankamen, wurden von dem Obersten aufgefangen, deßhalb erhielt der arme Seladon, ungeachtet der vielen Briefe, die er an Louisen schrieb, keine Antwort, und glaubte es zuletzt, als man ihm, auf Anstiften seiner Mutter, mit Gewißheit erzählte: Louise habe sich über seine Abreise leicht getröstet, und sey gegenwärtig im Auslande verheirathet. Die vermeinte Untreue der Heißgeliebten erzeugte bey dem Lieutenant den Entschluß, dieß falsche Geschlecht auf immer zu fliehen, und im Ruhme Ersatz für die triegerischen Freuden der Liebe zu suchen. Zwey, kurz hintereinander ausgebrochene Kriege gaben ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Kaum 40 Jahre alt, war er schon Oberst und Ritter mehrerer Orden. Auf ihrem Sterbebette entdeckte ihm seine Mutter, von Gewissensangst getrieben, daß sie, um die schimpfliche Mißheirath zu hindern, durch Drohungen und die Vorspiegelung, als sey sie von ihrem Sohne betrogen worden, die arme Louise vermocht habe, P** zu verlassen; daß die Thränen, die sie bey ihrer Abreise vergossen, und die sichtbaren Spu-

ren tiefer Herzensleiden deutliche Beweise ihrer Liebe zu dem vermeinten Treulosen waren. Dem Obersten ward bey dieser Entdeckung sonderbar zu Muthe. Alle rosigen Bilder der schönen Vergangenheit stiegen auf in seiner Seele und weckten das sehnliche Verlangen nach dem Besitze des höchsten irdischen Glücks. Er beschloß, sich nach Louisen's Aufenthaltsort und ihrem Schicksal zu erkundigen; da brach der Krieg abermahls aus und er mußte mit seinem Regimente zur Armee. Glücklich entkam er der drohenden Todessichel, die an den mörderischen Tagen bey Kulm und Leipzig große Ernte hielt, ging mit dem siegenden Heere bey Mannheim über den Rhein und kam später nach L**, wo ihn der Leser am Anfang unserer Erzählung fand.

Selbstentbehrte Wonne Andern zu bereiten, und in ihrem Glück das Eigene zu finden, beschloß der edle deutsche Krieger und ließ sich deßhalb bey der Frau des Hauses melden, um mit ihr die Mittel zur Erreichung seiner schönen Absicht zu verabreden. Sein Besuch wurde mit Vergnügen angenommen. Aber wie ward ihm, als er, bey'm Eintritt in das Gemach, eine ältliche Dame mit bekannten Zügen erblickte, die über seinen Anblick nicht weniger betroffen schien, er traute seinen Augen kaum und blieb von Erstaunen gefesselt ste-

hen; als aber die Dame d n Mund öffnete als er die süßen Töne der wohlbekannten Stimme hörte, da stürzte er mit dem Ausrufe: Louise! — zu ihren Füßen.

Der Oberst hatte nicht geirrt, es war seine Geliebte, die jetzt freylich 18 Jahr älter geworden, deren Gesicht aber trotz den Spuren tiefen Kummers, noch immer den Stämpel ihres Seelenadels trug.

Louise hatte, durch die Täuschung der alten Gräfinn betrogen, P** verlassen, und sich nach F** zu einer weitläufigen Verwandtinn, einer Putzhändlerinn, begeben, der sie in ihrem Geschäfte treulich beystand, und bald unentbehrlich wurde. Mit Entsetzen bemerkte sie nach wenigen Wochen, daß jener schwache Augenblick Folgen habe, und ward nach mehreren Monathen Mutter der holden Marie. Zu stolz, um ihren Verführer aufzufordern; seine Vaterpflichten zu erfüllen, sorgte sie mit doppelter Mutterliebe für ihr Kind, um ihm den Verlust des Vaters zu ersetzen. — Herr D**, ein reicher alter Kaufmann lernte sie im Hause ihrer Freundinn kennen und trug ihr seine Hand an. Er wußte ihre Geschichte, setzte sich aber über den begangenen Fehltritt gern hinweg, denn ihm war weniger um eine Gattinn, als um eine treue Pflegerinn seines kränklichen

Alters zu thun, und Louisen's Herzensgüte, die sich in jeder ihrer Handlungen aussprach, bürgte ihm dafür, daß er gefunden habe, was er suchte. Louise glaubte es dem Glücke ihrer Tochter schuldig zu seyn, dieses großmüthige Anerbiethen nicht zu verschmähen; sie ward Madame D** und zog mit ihrem Gatten später nach L** wo dieser nach einigen Jahren, seine Wahl segnend, starb.

Dieß alles erfuhr nun der Oberst aus Louisens Munde. Das selige Gefühl, Vater einer liebenswürdigen Tochter zu seyn, erfüllte ihn mit nahmenloser Wonne! Kaum hatte er Louisen von seiner Unschuld überzeugt, und von ihr die Einwilligung erhalten, sein längst gegebenes Wort am Altare lösen zu dürfen, als er auch zu Josephs Vater eilte. Sein Stand, sein Ansehen und die veränderten Umstände, bewirkten eine baldige Veränderung in den Gesinnungen des alten Mannes. Joseph wurde zurück berufen. Seine Gegenwart wirkte wohlthätiger auf Mariens Gesundheit, als die Kunst der Aerzte. Nach bald darauf erfolgtem Frieden wurde der Oberst und Louise, und Joseph und Marie an einem Tage und von demselben Priester getraut.

Alters zu thun, und Dumesnil's Gegenwart, die sich in jeder ihrer Handlungen aussprach, überzeugte ihn, daß er gefunden habe, was er suchte. Louise glaubte es dem Glücke ihrer Tochter schuldig zu seyn, dieses großmüthige Anerbieten nicht zu verschmähen; sie wurde Madame D** und zog mit ihrem Gatten später nach L** wo dieser nach einigen Jahren, seine Wahl segnend, starb.

Dieß alles erfuhr nun der Obrist aus Louisens Munde. Das selige Gefühl, Vater einer liebenswürdigen Tochter zu seyn, erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Wonne! Kaum hatte er Louisen von seiner Unschuld überzeugt, und von ihr die Einwilligung erhalten, sein längst gegebenes Wort am Altare lösen zu dürfen, als er auch zu Josephs Vater eilte. Sein Stand, sein Ansehen und die veränderten Umstände, bewirkten eine baldige Veränderung in den Gesinnungen des alten Mannes. Joseph wurde zurück berufen. Seine Gegenwart wirkte wohlthätiger auf Marians Gesundheit, als die Kunst der Aerzte. Nach bald darauf erfolgtem Frieden wurde der Obrist und Louise, und Joseph und Marie an einem Tage und von demselben Priester getraut.

Unschuld und Bosheit.

I.

Dumpf schallte der Donner des Geschützes über die S..sche Gränze nach F... herüber. Seit zwey Tagen waren die Feindseligkeiten ausgebrochen, und schon lagen sechs Dörfer in Asche. Im Strahle der Morgensonne schritt der alte Pächter Herrmann durch seine üppig-wogenden Kornfelder, die an der Gränze von S..... und B... lagen, und segnete seinen weisen Fürsten, der die Schrecken des Krieges mit landesväterlicher Klugheit von den Gränzen seines kleinen Reich's entfernt hielt.

Lauter brüllte jetzt der Kanonnendonner, von dem Geprassel des Kleingewehrfeuers begleitet, und deutete auf eine große entscheidende Schlacht. Des biedern Herrmann's Herz blutete, denn er konnte sich keinen guten Erfolg für sein Vaterland versprechen. Jeder Schuß zerriß seine

Brust; es war ihm unmöglich, länger im Freyen auszuhalten; deßhalb eilte er den Rückweg anzutreten. Da gewahrte er am Abhange eines Hügels eine weibliche Gestalt; näher tretend sah' er ein schlafendes Mädchen, deren Anzug keine gemeine Herkunft, deren schönes, aber blasses Gesicht Spuren tiefen Kummers verrieth. Armes Kind, dachte Herrmann, Dich haben sicher auch die Gräuel des Krieges aus deiner Heimath vertrieben! Wer weiß wie viele unglückliche Opfer unersättlicher Herrschsucht, gleich Dir, ohne Obdach, ohne Nahrung umherirren! Ein lauter Seufzer entstieg der beklommenen Brust des Biedermannes. — Das Mädchen schlug die Augen auf, und wollte, da sie Herrmann erblickte, erschrocken aufspringen. Von mir haben sie nichts zu fürchten, liebes Kind, sprach Herrmann, sie beruhigend; suchen Sie Schutz und Hülfe, so haben Sie beydes gefunden. Was meine Kräfte vermögen, biethe ich Ihnen freudig. — Des Mädchens Augen füllten sich mit Thränen, schluchzend verbarg sie das holde Gesicht. Armes Kind, fuhr Herrmann gerührt fort, Sie mögen wohl viel verloren, viel gelitten haben? Mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers hob sie das große Auge gegen Himmel. — Wenn ich Ihnen auch das Verlorne nicht ersetzen kann, sprach Herrmann, so bin ich doch im Stande,

Ihnen vor der Hand einen sichern Aufenthalt zu gewähren, wo Sie sich von der ausgestandenen Angst erhohlen, und den Ihrigen Nachricht geben können. Den Meinigen? erwiederte schluchzend das Mädchen. Auf Erden lebt Niemand mehr, den ich mein nennen kann! — Niemand mehr? Hm! daß ist freylich viel Unglück! brummte der gute Alte und wischte sich verstohlen eine Thräne aus den grauen Wimpern. So ist es, fuhr mit dem Tonne hoffnungsloser Verzweiflung das Mädchen fort. Ich stehe allein in der Schöpfung von Himmel und Erde verlassen! — Das ist nicht wahr, fuhr sie der Alte an, Gott verläßt Niemand. Es gibt noch theilnehmende Herzen, man muß nur die Hülfe nicht verschmähen, die angebothen wird. — Wollen Sie mir in mein Haus folgen, so werden Sie mir willkommen seyn, denn meine Thür steht jedem Unglücklichen offen. Ich verspreche Ihnen, Ihren Schmerz zu ehren, und nicht durch unzeitige Neugier Ihre Wunden aufzureißen. Sie sollen mir nicht sagen, wer Sie sind und von wannen Sie kommen, bis die Zeit Ihren Schmerz gemildert, Ihre Thränen getrocknet hat. Sie sind unglücklich, das ist mir genug; das giebt Ihnen ein gültiges Recht auf meinen Beystand. Stützen Sie sich auf meinen Arm, und folgen Sie mir getrost. — Ueberrascht sah ihn das Mädchen mit großen Augen an,

als ob sie an seinen Worten zweifelte; aber sein treuherziger Blick, das freundliche Lächeln, mit welchem er ihr zunickte, schienen ihre Zweifel zu heben. Mit einem dankenden Blick zum Himmel wollte sie seine Hand an ihren Mund drücken; brummend suchte er es zu verhindern, und zog sie an seine klopfende Brust. Sanfter flossen ihre Thränen, und wortlos, aber mit einer seligen Empfindung im Busen, geleitete sie der brave Alte in sein Haus.

Eigenes Leiden hatte den guten Herrmann empfänglich für fremden Kummer gemacht. Sein Vater, ein wohlhabender Bäcker, verachtete den Stand, der ihn bereichert hatte. Der einzige Sohn sollte studieren, um einst als vornehmer Mann den Namen Herrmann glänzend zu machen, aber dieser Sohn von einer Mutter erzogen, die als die Tochter eines ehrbaren Bürgers den schlichten deutschen Biedersinn bewahrt und auf ihren Sohn übertragen hatte, fühlte sich nicht berufen, die goldene Mittelstraße, wozu ihn seine Geburt bestimmte, zu verlassen. Dennoch mußte er dem Vater gehorchend, eine Universität besuchen. Dort verliebte er sich in die Tochter eines armen Kupferstechers. Die Liebe übertäubte das kindliche Pflichtgefühl. Eine heimliche Verbindung zog ihm den

Fluch des Vaters und die Verbannung aus dem väterlichen Hause zu.

Mühsam ernährte er sich und seine Frau durch eine spärliche Besoldung, welche er als Rechnungsführer eines reichen Lieferanten erhielt, der früher mit seinem Vater in Verbindung gestanden, und den er aus jener Zeit kannte. Auf dem Sterbebette wußte die sorgende Mutter den harten Vater zu bewegen, daß er den ausgesprochenen Fluch zurücknahm, und das Testament, welches den ungehorsamen Sohn enterbte, umstieß. — Aus dem drückendsten Mangel sah sich nun Herrmann nach dem Tode seiner Aeltern, die einander bald folgten, mit einem Mahle in Ueberfluß versetzt. Doch dieser glückliche Wechsel änderte nichts in seinen Gesinnungen. Ein Freund des Landlebens, suchte er sich in einer paradiesischen Gegend anzukaufen, um das Leben eines Philosophen zu führen. Allein das Schicksal war noch nicht müde geworden, ihn zu verfolgen. Die französische Revolution brach aus, und verbreitete ihre schreckliche Folgen auch über das gesegnete Deutschland; die Horden der Neufranken überschwemmten, Heuschrecken gleich, den Aufenthalt Herrmann's. Sein Gut ward ein Raub der Flammen, sein Vieh fiel unter dem Beil der Heißhungerigen, seine gefüllten Scheuern wurden

ausgeleert, seine üppigen Fluren von Rosses-Huf zertreten, und seine Frau starb an den Folgen der ausgestandenen Angst. — Er floh mit seinem Kinde, einem holden Knaben, eine Gegend, wo Gräuel jeder Art und traurige Erinnerungen sein Herz täglich zerrißen, und suchte mit den Trümmern seines Vermögens im F.....schen eine Pachtung zu übernehmen. Gott segnete seinen Fleiß reichlich; Herrmann ward in kurzer Zeit der wohlhabendste Pachter im Lande. Kaum hatte er aber angefangen, das Verlorne zu verschmerzen, und sich des Lebens wieder zu freuen, als ein neues Ungewitter den Frieden seines häuslichen Himmels zu trüben drohte. Sein Sohn Franz, zum neunzehnjährigen, kräftig blühenden Jünglinge herangewachsen, verrieth ein feuriges wildes Gemüth. Das blühende Thal, in welchem er aufgewachsen, ward dem unruhigen Sinne des Jünglings zu enge; sein Feuergeist trieb ihn hinaus in die weite Welt. Unablässig lag er dem Vater an, ihm zu erlauben, Soldat zu werden, ein Stand, der seiner Gemüthsart am meisten zusagte. Der Vater erschrack über diesen Vorsatz, der ihm den Einziggebornen zu rauben drohte. Er kannte die Welt; er wußte, daß man in ihrem Strudel wohl an Erfahrungen, aber nicht an Glück reicher wird,

daß Zufriedenheit allein in den beschränkten Gränzen stiller Häuslichkeit zu finden ist.

Franz hatte dafür keinen Sinn, oder vielmehr seine Stunde war noch nicht gekommen. Unaufhörlich bestürmte er den Vater mit Bitten, bis ihm dieser endlich, obgleich mit blutendem Herzen, versprach, nächsten Herbst, wenn die Geschäfte beendigt wären, und er die Hülfe des sonst wackeren Arbeiters entbehren könne, seinen Wunsch zu erfüllen.

So standen die Sachen in Herrmanns Hause, als er die Unbekannte in dasselbe einführte. Mit ihr schien ein wohlthätiger Engel einzuziehen. Mit unermüdeter Thätigkeit nahm sich Luise — so nannte sich die Unbekannte — der Wirthschaft an. Unter ihrer Hand gedieh Alles. Knechte und Mägde arbeiteten mit verdoppeltem Eifer; ein freundlicher Blick Luisens vermochte selbst den Faulsten unter ihnen zu beleben. So übte sie eine unumschränkte Herrschaft in Herrmann's Hause, ohne es zu wissen und zu wollen. Der gute Alte segnete die Vorsehung, die ihm in Luisen einen Ersatz für seine verstorbene wirthliche Gattinn gesandt hatte. Alles liebte, Alles ehrte Luisen; doch sah man kein Lächeln der Freude auf ihren blassen Wangen; ja nicht selten überraschte man sie auf ihrer Kammer mit rothgeweinten Augen;

die Morgensonne fand sie schon an der Arbeit; selbst das Licht des Mondes mußte oft der Geschäftigen zur Leuchte dienen; es schien als ob sie durch unermüdete Thätigkeit Erinnerungen verscheuchen wollte, die sie quälten.

Herrmann ehrte, wie er versprochen hatte, ihren Kummer. Luise hatte ihm erzählt, daß sie die Waise eines Schulmeisters im **** schen wäre, daß ihr der Krieg Aeltern und Heimath geraubt habe; damit begnügte er sich und vermied es, durch unnütze Fragen ihren Schmerz zu mehren.

II.

Das fleißige und dabey schöne Mädchen blieb von den jungen Burschen des Dorfes nicht unbeachtet. Mancher sehnsüchtige Blick wanderte nach Luisen's Stuhl, wenn sie am Sonntage dem Gottesdienste beywohnte und, im herzlichen Gebeth versunken, von der Glorie der Andacht umstrahlt, einer Heiligen glich. Manche Mutter wünschte sich eine solche Schwiegertochter, und mancher Jüngling eine solche Gattinn. Es fehlte nicht an annehmbaren Anträgen, die Luisen gemacht wurden, aber standhaft schlug sie auch die glänzendsten aus.

Franz war nicht der letzte unter den Jünglingen, deren Herzen, von Luisen's Schönheit ergriffen, in schnellern Pulsen klopften. Seit Luise im Hause war, dachte er nicht mehr daran, es zu verlassen. Das väterliche Thal kam ihm anmuthiger, die Gegend paradiesischer vor, wenn er dann und wann, nach gethaner Arbeit, Luisen auf einem Spaziergange begleiten durfte. Emsiger als je versah er seine Geschäfte, besonders wenn Luise in der Nähe war; da fühlte er Kraft in sich, Berge zu versetzen. Der alte Herrmann sah mit stiller Freude die Veränderung, welche mit seinem Sohne vorging, und pries die Güte Gottes, die auch diesen Sturm von seinem Haupte abwendete, da es schien, daß der schöne lebenslustige Franz auch auf Luisen keinen ungünstigen Eindruck gemacht habe, da er bemerkte, wie sie ihn unter allen Jünglingen des Dorf's auszeichnete, und während jene sich vergebens um einen einzigen Blick bewarben, der glückliche Franz stundenlang an ihrer Hand im traulichen Gespräch die Fluren durchstrich.

Aber mit Einem Mahl änderte sich die Scene. Der lustige lebensfrohe Franz ward niedergeschlagen, traurig ließ er den Kopf hängen, und oft traten ihm unwillkührlich Thränen in die Augen, die er emsig zu verbergen strebte. Auch Lui-

se schien niedergeschlagener als vorher. Man sah sie nicht mehr des Abends mit Franz lustwandeln; war die Arbeit gethan, so verschloß sie sich in ihre Kammer, wo man sie oft halbe Nächte hindurch bald schneller bald langsamer auf und ab gehen hörte. Sie schien Franzen's Gesellschaft sorgfältig zu meiden, und wenn sie die Nothwendigkeit oder der Zufall in seine Nähe führten, so zeigte der höhere Karmin ihrer Wangen, das niedergeschlagene Auge, die unsichere zitternde Sprache ihre Verlegenheit. Der gute Vater schüttelte brummend das graue Haupt; vergebens suchte er seinen Sohn über das Vorgefallene auszuhohlen, Franz schwieg und seufzte. Vergebens versuchte er es bey Luisen; ein Thränenstrom war die Antwort. Sichtlich nahm der arme Franz von Tag zu Tag ab, das feurige sprechende Auge erlosch, die volle Wange sank ein, der Karmin der Gesundheit verschwand, an seine Stelle trat eine fahle Leichenfarbe. Auch auf Luisen's Gesicht zeigten sich die kaum erloschnen Spuren tiefen Kummers sichtbarer als je.

Seufzend sah der gute Alte seine schönen Hoffnungen dahin schwinden; sein Haus, in dem sonst Frohsinn und Heiterkeit herrschten, glich einem Trauerhause, wo jeder um ein verlornes Glück zu klagen, und mit der Vorsehung, die man sonst

mit freudigen Herzen verehrte, zu hadern schien. Endlich erlag der kräftige Körper Franzens dem nagenden Zahne des Grams. Ein hitziges Fieber warf ihn auf's Krankenlager, und führte ihn an den Rand des Grabes. Trostlos stand der Vater am Sterbebette des Einzigen. Mit dir geht all' mein Glück, die Freude meines Lebens dahin! sagte der gute Alte, mit einer von Thränen gedämpften Stimme — Nun Gott wird sich mein erbarmen, und mich erlösen aus diesem Jammerthale! — Nein! mein Vater, unterbrach ihn der Kranke. Du mußt leben und glücklich seyn. Nimm Luisen an Kindesstatt an; sie wird Dir reicher Ersatz seyn für meinen Verlust. Sag' ihr, daß ich aus Liebe zu ihr gestorben sey, daß ich ihr Alles verzeihe, — daß — hier vermochte er vor Schluchzen nicht weiter zu sprechen.

Diese Worte fielen dem guten Herrmann auf; vorsichtig suchte er seinem Sohne, als er sich wieder erhohlt hatte, das Räthsel zu entlocken. Der Sterbende glaubte seinem Vater nichts verschweigen zu dürfen, und der erstaunte Herrmann erfuhr: daß sein Sohn Luisen mit dem ganzen Feuer eines zum ersten Mahle Liebenden liebe, daß — Luisen's Betragen ihm Hoffnung gegeben, daß er es gewagt habe, ihr seine Liebe zu gestehen, sie um Gegenliebe und um ihre Hand

zu bitten, daß sie dieser Antrag mächtig erschüttert, daß sie aber nach einer langen Pause sichtbaren inneren Kampfes erklärt habe, sie würde nie die Seinige werden, er möchte einen Wunsch aufgeben, dessen Erfüllung ihn doch nur unglücklich machen würde. Statt Herrmanns Erstaunen zu mindern, vermehrte es dieses Geständniß vielmehr. Warum weigert sie sich, meines Sohnes Gattinn zu werden? sprach er bey sich selbst. Fürchtet sie etwa, daß ihre Armuth mich bestimmen könnte, meine Einwilligung zu verweigern? Wenn es nur das wäre, Großer Gott! Wie, wenn ich mit ihr spräche, mich erklärte, wenn sie einwilligte, wenn die Hoffnung meinen Sohn neu belebte — Er vermochte es nicht weiter zu denken! Hastig, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, sprang er auf, und eilte nach Luisens Kammer. Laut schluchzend und bethend lag Luise auf ihren Knien; erschrocken fuhr sie auf, als sie den Greis und sein verweintes Auge sah. Ist er todt? rief sie mit den Tönen des tiefsten Jammers. Gott sey gelobt, noch lebt er, erwiederte mit schwankender Stimme der Alte, und bey dir steht es, ob er leben oder in der Blüthe seiner Jahre dahin welken soll. „Bey mir?“ seufzte mit schmerzlichen Blick Luise. — Ich kenne die Gründe nicht, welche Dich bestimmen, die Hand meines Sohnes auszu-

schlagen; ich weiß nur, daß er ohne Dich nicht leben kann! Hast Du ihm die Hoffnung auf Deinen Besitz nur deßhalb genommen, weil Du fürchtest, ich würde deiner Armuth wegen nicht einwilligen, so wisse, daß Du mir Unrecht gethan hast. Deine Verbindung mit meinem Sohne war mein einziger Wunsch. Hast Du also keine andere triftigere Ursache, ihm Deine Hand zu verweigern, o so erbarme dich des Unglücklichen, der am Rande des Grabes steht, und ohne Deine helfende Hand dahin sinkt, eine Beute des Grams! Erbarme Dich eines Greises, der, seiner Stütze beraubt, ihm bald folgen wird! — Kannst Du meinen Sohn nicht so lieben, wie er es verdient, und Du es zu einer glücklichen Ehe für nöthig hältst, so wisse, daß der heißen Liebe Feuerstrom nicht selten die Blüthen des häuslichen Glücks versengt, daß die milde Sonne der Freundschaft hingegen die hoffnungsvollen Blüthen zu süßen Früchten reift. Meinem Sohne wird es gelingen, Deine Achtung zu gewinnen, denn er ist brav und liebt Dich ohne Gränzen; Du wirst glücklich mit ihm und ich werd' es durch Euch seyn. Glaubst Du mir Dank schuldig zu seyn, so ist jetzt die Stunde der Vergeltung gekommen. Gib mir meinen Sohn wieder, Du vermagst es! — Komm, folge mir an das Bette des Sterbenden! Dort sprich unser Ur-

theil! — Bey diesen Worten ergriff er die Schluchzende, und riß sie mit sich fort zum Krankenbette des Sohnes. — Franzens erloschenes Auge belebte ein neues Feuer bey Luisens Anblick. Kommst du, Abschied von mir zu nehmen? sprach er, indem er ihr seine Arme entgegen hielt. Ich danke Dir. Bald werde ich vollendet haben. Ferne sey es von mir, Dir meinen Tod, dessen Ursache Du bist, vorzuwerfen. Was kannst Du dafür, daß ich für Dich glühe, daß Dein Herz mein Gefühl nicht zu theilen vermag? Bald wird das Grab die Flamme kühlen, die mich verzehrt! — Lebe wohl, und wenn Du einst in den Armen eines geliebten Gatten glücklich bist, so denke manchmahl an den Unglücklichen, der, im Lenze seiner Jahre aus Liebe zu Dir, starb! — Lautschluchzend sank Luise am Bette nieder. — Luise, rief der Vater, kannst Du noch unentschieden bleiben? — Nein, nein! rief Luise, indem sie Franzens Hand ergriff. — Lebe, ich bin Dein, ich liebe Dich, so sehr als Du mich nur lieben kannst; Gott wird mir gnädig seyn und mir beystehen, daß Du es nie bereuest! — Gleich einem Träumenden starrte Franz sie an. Nach und nach kehrte Leben in die erstarrten Züge zurück; das Lächeln eines Seligen verklärte sein eingefallnes Gesicht; sanft weinend schloß er die Hingesunkene an sein klopfendes

Herz. Herr Gott, dich loben wir! schrie der Vater aus voller Brust, und legte seine Hände zum Segen auf die Häupter der Liebenden.

Luisen's Jawort schien Franzen's Krankheit mit einem Mahle gehoben zu haben; sichtlich besserte sich sein Zustand; nach vier Tagen konnte er schon das Bett und nach acht Tagen die Krankenstube verlassen. Sein ungeschwächter Körper erhohlte sich bald völlig wieder, und ehe ein Vierteljahr verging, stand der Selige mit Luisen am Traualtar, um ihre Hand und mit ihr das höchste Glück zu empfangen. Er schwamm in einem Meere von Wonne; denn Luise überzeugte ihn bald, mit welcher Wärme er auch von ihr geliebt wurde.

So verging ein Jahr in ungetrübter Heiterkeit; nur dann und wann überraschte Franz sein geliebtes Weib in schwermüthigen Gedanken versunken; erschrocken fuhr sie auf, wenn sie ihn bemerkte; vergebens forschte er nach der Ursache; sie suchte unter irgend einem Vorwande ihn auf andere Gedanken zu bringen, und zwang sich heiter zu scheinen. Franz hielt diesen Trübsinn für ein Ueberbleibsel der überstandenen Leiden, und suchte durch zärtliches Zuvorkommen aller ihrer Wünsche die Angebethete aufzuheitern.

Der alte Herrmann schüttelte aber bedenklich den Kopf, und fürchtete die Zukunft.

Es wird wohl hier nicht am unrechten Orte seyn, die Leser mit der Ursache ihres räthselhaften Betragens bekannt zu machen.

III.

In Thränen zerfließend, kehrte die junge Witwe des alten Kaufmann Norbert von dem Leichenbegängnisse ihres Mannes in das Trauerhaus zurück. Die klatschsüchtigen Nachbarinnen steckten die Köpfe zusammen, und wunderten sich höchlich, daß der Verlust eines alten mürrischen Mannes, der seiner Witwe, die noch in den besten Jahren war, und von der man wußte, daß sie mit dem Seligen nicht in der besten Ehe gelebt, ja sogar, wie die böse Fama verlautbaren wollte, mit dem schönen jungen Buchhalter des alten Herrn Norbert seit Jahren auf einem vertrauten Fuß stände, so sehr zu Herzen gehen könne. Nachdem man den Umstand mit geläufigen Zungen gehörig besprochen hatte, ward man darüber einig, daß der Schmerz der Witwe erheuchelt und ihre Thränen erkünstelt wären. Und so war es auch. — Kaum hatten die Leichengäste das Haus verlassen, die Dienerschaft sich entfernt, als Madame

Norbert Herrn Falk, den eben erwähnten Buchhalter, zu sich rufen ließ und ihn umarmend, ausrief: Gott sey Dank, die lästige Fessel ist gesprengt, ich bin frey! Nun noch das Trauerjahr überstanden, und diese Hand sammt meinem Vermögen sind der Lohn deiner Treue. — Mit dieser Treue hatte es ein eigenes Bewandniß. Herr Falk war ein loser Vogel, mit einem reitzbaren Herzen, hatte aber nebenbey Klugheit genug, es der verliebten Gebietherinn zu verbergen, daß er das Geld, was er von Madame empfing, heimlich mit jüngern und schönern Mädchen verthat. Madame betrog ihren alten Mann; Herr Falk folgte ihrem Beyspiel, und betrog sie wieder. — Zwey Monathe, seit dem Tode des alten Herrn, waren verflossen, als die Haushälterinn der Madame Norbert ihren Abschied begehrte, um sich zu verheirathen. Dieser Verlust setzte Madame in große Verlegenheit; denn sie war gewohnt, ihrer Haushälterinn, auf deren Treue sie bauen konnte, die ganze Führung ihres Hauswesens unbekümmert zu überlassen, und nur ihrem Vergnügen zu leben. Wo sollte sie nun eine Person finden, welche die ledige Stelle mit so viel Treue und Eifer ausfüllte? Da ward ihr ein junges Mädchen, die Tochter eines Dorfschulmeisters, der vor kurzem gestorben war, und seinem einzigen Kinde nichts als

Tugend und eine reitzende Gestalt hinterlassen konnte, empfohlen. — Dieses Mädchen war Luise — Madame Norbert ließ Luisen zu sich kommen und ward bald mit ihr einig; denn da der verlassenen Waise um ein Unterkommen zu thun war, so begnügte sie sich mit einem kargen Lohne, ein Umstand, der Madame Norbert bewog, die Jugend und die Reitze des Mädchens zu übersehen. Luise versah ihren Dienst mit Eifer und Pünktlichkeit, und Madame hätte alle Ursache gehabt, mit ihr zufrieden zu seyn, wenn nicht ein Umstand ihr die Unschuldige verhaßter als der Tod gemacht hätte. Die frischen Reitze der eben aufblühenden Luise blieben Herrn Falk nicht unbemerkt; die seltne Beute erregte seine Lüsternheit, und mit der Gierde eines Wollüstlings machte er Jagd auf die Tugend der Armen. Doch alle seine Versuche scheiterten an den festen Grundsätzen der Unschuldigen. Das war ihm noch nicht vorgekommen; er war gewohnt, daß man ihm überall auf halbem Wege entgegen kam; hier sah er sich zum ersten Mahle zurück gewiesen; vergebens verschwendete er alle seine Künste und Versuchungen; sie prallten ab am heiligen Schilde der Tugend. Dieser Widerstand reitzte ihn noch mehr, und entflammte seine Leidenschaft zu einem furchtbaren Grade. Luisen's Besitz war das Ziel,

welches zu erreichen ihm nun nichts zu schwer, nichts zu heilig schien; er vergaß seinen Vortheil, Zukunft und Gegenwart, und beschloß, ihr seine Hand zu biethen.

Zufällig traf er Luisen allein, den günstigen Augenblicke wollte er nicht ungenützt lassen; er sank ihr ungestüm zu Füßen, und begann seinen Heirathsantrag mit einem Schwall von feurigen Liebesversicherungen. Die Leidenschaft hatte ihn blind und taub gemacht; denn er sah und hörte nicht, daß Madame Norbert kurz hinter ihm ins Zimmer getreten und eine Zeuginn dieses Auftritts war. Zur Bildsäule erstarrt, stand die Betrogene da; lange konnte sie vor Zorn und Erstaunen keinen Ton von sich geben; endlich löste sich die erstarrte Zunge, und machte ihrer Wuth in einem furchtbaren Strom von Schimpfworten Luft. Mit den unverdientesten Vorwürfen ward die arme Luise belegt, und ihr befohlen, augenblicklich das Haus zu verlassen. Von dem ganzen Vorfalle aufgereitzt, trat jetzt Falk zwischen die rasende Medea und die zitternde Luise, und erklärte mit festem Tone, daß, wenn Luise das Haus verlassen müße, auch er keinen Augenblick mehr darin zu bleiben fest entschlossen sey, und bemühte sich, ihre Unschuld darzuthun. Der Ton, in welchem er sprach, und den Madame Norbert jetzt zum ersten

Mahle von ihm hörte, die Furcht, ihn zu verlieren, ihn, an dem sie mit heftiger Leidenschaft hing, erschreckten und bewogen sie, das ausgesprochene Verdammungs-Urtheil zu widerrufen und Luisen zum Schein zu verzeihen; allein in ihrer Brust kochten Wuth und Rache. Da Herr Falk später, nachdem er sich eines Bessern besonnen hatte, zu Kreuze kroch, es nicht wieder zu thun gelobte, und auch wirklich Luisen nicht mehr mit seiner Zärtlichkeit verfolgte, da überdieß ihre Herrschaft seit einiger Zeit gütiger als sonst gegen sie war, so glaubte die arglose Luise die Gefahr glücklich überstanden, und erfüllte ihre Pflicht mit heiterem Sinne. — Armes Mädchen, du sahst die finstere Wolke nicht, die sich drohend über deinem Haupte zusammenzog, und den Blitz barg, der dich zerschmettern sollte.

Eines Abends war Madame Norbert in Gesellschaft gebethen, und trug Luisen eine Arbeit auf, welche sie während ihrer Abwesenheit in ihrer Wohnstube vollenden sollte; eben als sie ausgehen wollte, kam Falk, und brachte ihr eine Summe in Gold, die eben eingegangen war. Madame Norbert verschloß die Geldrollen in Luisen's und Falk's Gegenwart in ein in der Stube befindliches Bureau, zog den Schlüssel ab, den sie zu sich steckte, und entfernte sich mit Falk. Lui-

se blieb bis spät in die Nacht allein in der Stube, und verließ sie ermüdet nach vollbrachter Arbeit, um auf ihrer Kammer der Ruhe zu genießen. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als ein ungewöhnlicher Lärm im Hause sie aufschreckte. Aengstlich stand sie auf, und eilte in das untere Stockwerk, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Da kam ihr Madame Norbert außer sich entgegen: Unglückskind, schrie sie die Erschrockene an, wer war während meiner Abwesenheit in meiner Stube? Niemand als ich, antwortete Luise. — Ich bin bestohlen, schrie mit heiserer Stimme Madame Norbert; mein Bureau ist erbrochen, und die tausend Thaler, die ich vor meinem Ausgange darein verschloß, sind entwendet; keine fremde Seele kam in's Haus; es ist also ein Hausdiebstahl, und man muß Haussuchung halten. — Luise wußte sich schuldlos, und sagte daher ruhig: ich bin es zufrieden. Das ganze Gesinde ward herbey geholt; Madame Norbert lief ab und zu; endlich erschien ein Polizey-Commissair. Die Wohnung jedes Einzelnen ward genau durchsucht, aber die vermißte Summe fand sich nirgend. Nun kam Luisens Kammer an die Reihe. Im Bewußtseyn ihrer Unschuld öffnete Luise willig ihren Koffer und ihren Schrank; man fand nichts. Schon wollte man die Kammer verlassen, als Falk be-

merkte, man möchte doch auch das Bett durchsuchen. Es geschah zum Ueberfluß, und siehe da — im Strohsacke fand man die Rollen mit den Goldstücken. Luise stand vernichtet da, und betheuerte ihre Unschuld, aber der Beweis sprach gegen sie; man schalt sie eine Diebinn und Lügnerinn, und die Frau vom Hause bestand auf ihrer Verhaftung. Der Polizey-Commißair erfüllte seine Pflicht, führte die Verzagende mit sich fort, und übergab sie dem Aufseher des Stadtgefängnisses als Diebinn zur Haft. In eine dumpfige Stube zu mehrern Gefangenen, die aus der Hefe des Pöbels bestanden, ward das unglückliche Mädchen gesperrt. Wer beschreibt ihr Gefühl, als sie sich, in vollem Bewußtseyn ihrer Unschuld, entehrt in der Gesellschaft der gemeinsten Verbrecher befand, die mit schadenfrohem Spotte die Unglücksgefährtinn begrüßten. In einen Winkel zog sich die Arme zurück, und durchweinte den noch übrigen Theil dieser fürchterlichen Nacht.

IV.

Am Morgen ward sie zum Verhör geführt; hier sollte sie ein Verbrechen eingestehen, daß sie nicht begangen hatte. Vergebens betheuerte sie ihre Unschuld; die Beweise waren gegen sie, und

der Richter beschloß, die Inquisitinn durch Zwangsmittel zum Geständniß zu bringen. Sie ward in ein finsteres Loch allein gesperrt, erhielt nur Brot und Wasser, und man drohte ihr sogar mit Schlägen, wenn sie die Wahrheit nicht eingestände. Auf faulem Stroh lag die Aermste in der folgenden Nacht; der Schlaf floh ihre wundgeweinten Augen; mit Sehnsucht wünschte sie sich den Tod, um ihre unverdienten Leiden zu endigen; da hörte sie über sich stark hin- und her laufen, Thüren auf und zu schlagen, und ein verworrenes Getöse von Menschenstimmen; plötzlich fiel ein heller Schein durch das kleine vergitterte Loch, durch welches am Tage einige Lichtstrahlen ihren Kerker sparsam erleuchteten, auf ihr Strohlager, und bald unterschied sie einzelne Stimmen, welche Feuer! Feuer! schrien. In dem Strohmagazin des Stadtgefängnisses war durch Unachtsamkeit Feuer ausgekommen, das schnell um sich griff; ein ganzer Flügel des Gebäudes stand in Flammen, ehe man Spritzen herbeyschaffen konnte. Die Feuermasse verbreitete sich immer mehr; man gab die Hoffnung der Rettung auf, und war nur darauf bedacht, die Nebengebäude zu sichern. Die Gefangenen wurden aus ihren Kerkern gehohlt und, von weniger Wache umringt, in einen Winkel der Straße gestellt; unter ihnen stand auch Luise. Plötzlich faßte sie

Jemand am Arm, und zog sie schnell aus dem Kreis der Wache, welche die Augen nach der Brandstelle gerichtet, es nicht bemerkte; noch schneller ward ihr ein Mantel umgeworfen, und ein Hut ins Gesicht gedrückt. Folge mir getrost, sprach eine ihr bekannte Stimme. Sie folgte unwillkührlich. Der schnelle Wechsel der sonderbarsten Begebenheiten hatte ihre Geisteskraft gelähmt. In einer dunkeln Straße sprach ihr Führer, indem er ihr etwas Geld in die Hand drückte: Nimm und flieh durch jenes Thor! Es führt der Gränze zu; vor Tagesanbruch kannst Du sie erreichen; verweilst Du, so ist Schande und Verderben Dein Los. Mit diesen Worten entfernte er sich schnell. Luise stand einen Augenblick unbeweglich, allein Furcht und Hoffnung gaben der erschlafften Maschine neue Kraft; sie floh, und erreichte noch vor Tages-Anbruch die Gränzsäule. Ermattet sank sie unter einem Gebüsche nieder; der durch die furchtbarsten Gefühle hart angegriffene Körper versagte ihr den fernern Dienst; die Natur verlangte ihr Recht: sie fiel in einen festen Schlaf. — So fand sie der alte Herrmann.

Leicht wird sich der Leser nun Luisen's sonderbares Benehmen erklären. Stets kämpfte sie mit dem Geständniß; aber Scham und Sorge, das Glück der ihr so theuer gewordnen Menschen

zu stören, schloß ihr den Mund; sie liebte Franz mit dem ganzen Feuer eines heißen Herzen, aber sie brachte der Pflicht das schwere Opfer der Entsagung, weil sie den Geliebten nicht unglücklich machen wollte; sie reichte ihm später die Hand, um ihm das Leben zu retten, und würde an seiner Seite des Lebens höchste Seligkeit genossen haben, hätten ihr nicht, indem sie die süßen Rosen der Liebe pflückte, Erinnerung und Furcht vor Entdeckung den bittern Leidenskelch gereicht.

Luise wurde Mutter. Nahmenlos war das Entzücken des glücklichen Vaters, der nun seinen höchsten Wunsch erfüllt sah. Die Taufe sollte mit festlicher Pracht gefeyert werden; deßhalb ward sie bis zur gänzlichen Herstellung der Wöchnerinn verschoben. Die Genesung erfolgte; der zur Taufe bestimmte, festlich vorbereitete Tag erschien. Eine große Anzahl von Freunden und Bekannten füllte das Haus; die herzlichste Freude beseelte den frohen Zirkel, belebte das stattliche Mahl. Schon wurden die Braten ab- und die Kuchen aufgetragen, da ward der alte Herrmann abgerufen, weil ein Fremder ihn zu sprechen verlangte. Schon glänzte manches Auge feuriger, schon glühte manche Nase in höherem Purpur, da ergriff Franz das Glas, und brachte folgende Gesundheit aus: Auf das Wohl meiner guten Frau!

Ihr danke ich mein Glück, mein Leben; ihr danken wir den heutigen frohen Tag; sie lebe noch lange mir zur Freude und Wonne! Eben wollte die Tafelrunde anstoßen, schon hatte sich mancher Mund zum freundlichen Lebehoch geöffnet, da ging die Thüre auf, und ein alter finsterer Mann trat an Herrmanns Hand herein. Luise, welche der Thür gegenüber saß, und eben vom seligsten Gefühle erglühte, schlug die Augen auf, erblickte den Eintretenden, und sank mit einem furchtbaren Angstgeschrey ohnmächtig nieder. — Alles stürzte der Ohnmächtigen zu Hülfe, auch der Fremde. Luisen's Anblick machte ihn stutzen; doch als sie später die Augen öffnete, ängstlich umher stierte und, wie ihr Blick auf den Fremden traf, wimmernd die Hände vor die Augen schlug, da rief er: Bey Gott, es ist keine Täuschung; sie ist's, so wahr ich lebe, sie ist's! Wer, rief Alles, wie aus einem Munde. „Eine Diebinn, die vor vier Jahren aus unserm Stadtgefängniß entsprungen ist!" war die schreckliche Antwort. — Welchen Eindruck diese Worte auf die Umstehenden machten, läßt sich nicht beschreiben, um so mehr, da Luise vernichtet im eiskalten Grabeston stöhnte: Ich bin's! — Der Fremde war der Kerkermeister, der, sechs Meilen von der Gränze entlegenen **schen Stadt N** Er war auf seiner Rückreise von

O.... begriffen, wo die Gerichte einen entsprungnen Arrestanten aus N** in Verwahrung hielten. Der Gefangene läugnete hartnäckig, der im Steckbrief beschriebene Flüchtling zu seyn; deßhalb sandte man den Kerkermeister, um sich durch den Augenschein zu überzeugen. Dieser kam zu dem Pächter, um sich von ihm einen Wagen zur weitern Transportirung des Gefangnen zu erbitten, ward von dem guten Herrmann freundlich aufgenommen und eingeladen, sich ein Stückchen Taufkuchen und ein Glas Wein belieben zu lassen. So führte der gute Alte, ohne es zu ahnden, die unselige Katastrophe herbey.

Noch nie ward ein Fest, wo echte Freude sich so herzlich äußerste, auf eine so schreckliche Art unterbrochen. Gleich Marmorbildern standen die Gäste in den seltsamsten Gruppen umher. Erschöpft war der alte Herrmann in einen Stuhl gesunken, krampfhaft faltete er die Hände, die bethränten Augen stierten vor sich hin. Franz war der erste, der die starren Bande des Schreckens sprengte; verzweiflend schloß er Luisen in seine Arme: Nein, schrie er mit furchtbarer Stimme, nein, so wahr Gott gnädig ist, Du bist, Du kannst es nicht seyn! „Ich bin's!" wimmerte Luise. Da schlichen die Gäste davon, und bald befanden sich Luise, der alte Herrmann, sein Sohn und

der Kerkermeister allein in der Stube. Der Kerkermeister erklärte nun, daß er den Augenblick verfluche, der ihn als Unglücksbothe hieher geführt habe, allein Eid und Amt machten es ihm zur Pflicht auf der Auslieferung der Entsprungenen zu bestehen. Rasend sprang Franz auf, und schwur, nur mit seinem Leben würde man die Gattinn seinen Armen entreißen. Der alte Herrmann hatte sich indessen erhohlt; mit männlicher Fassung ermahnte er seinen Sohn zur Ergebung in den Willen des Schicksals.

Nun kam es zur Erklärung. Luise erzählte ihre Geschichte. Kein Auge blieb trocken, selbst auf der grauen Wimper des Kerkermeisters zitterte eine Thräne. Franz beschloß, von der Unschnld seines Weibes überzeugt, mit ihr zu reisen, und weder Gold noch Mühe zu sparen, um sie vor den Augen der Welt zu rechtfertigen.

Der alte Herrmann, der dem Feuerkopf seines Sohnes nicht traute, erboth sich zur Begleitung.

V.

Sie kamen in N** an. Luise ward dem Gericht übergeben, durfte aber, auf Herrmanns Verwendung, in einem kleinen, doch reinlichen Stübchen des Kerker-Meisters wohnen;

auch war es ihr erlaubt, dann und wann Besuche der Ihrigen anzunehmen. Vater und Sohn wandten Alles an, um Beweise ihrer Unschuld herbey zu schaffen. Vergebens! der Verdacht des Diebstahls haftete auf ihr, und ihre Entweichung mehrte ihn. Eines Tages, als Franz bey ihr war, die Unglückliche, die ihren Säugling auf dem Schooße trug, im Arm hielt, kam der Kerkermeister, um Luisen vor die Schranken des Gerichtes zu fordern, indem ihr Urtheil angekommen sey.

Franz beschloß, sie zu begleiten, und so traten die unglücklichen Gatten Arm in Arm, den Säugling an der Mutter Brust, in die Gerichtsstube. Dieser Anblick erschütterte den Richter so sehr, daß er nur nach einer Pause und mit schwankender Stimme den Rechtsspruch verkünden konnte.

Luise ward, als des Diebstahls im höchsten Grade verdächtig, zu sechsmonathlicher Zuchthausstrafe verurtheilt! — Einen Vorhang über die herzzerreissende Scene, die jetzt folgte.

Die Verzweiflung bestimmte Franz, das Aeußerste zu versuchen. Er wollte in die Residenz eilen, und am Fuße des Throns die Begnadigung der Schuldlosen zu erflehen. Der menschliche Richter versprach ihm, die Abführung der Verurtheilten bis zu seiner Rückkunft zu verschieben. Franz flog zur Residenz. Drey Tage mußte er harren,

bis er zur Audienz gelangte. Er warf sich zu den Füßen des erhabenen Monarchen, und trug sein Gesuch mit der glühenden Sprache des Herzens vor. Kaum hatte er vollendet, als das edle Antlitz des Fürsten von milder Glorie erglänzte: Sie kommen zur glücklichen Stunde, sprach der fürstliche Menschenfreund. Ihre Gattinn ist unschuldig; so eben erhalte ich die Beweise. Kehren Sie zu ihr zurück, und überbringen Sie ihr die Ordre zu ihrer Freylassung. Der Ersatz für schuldlose Leiden sey, so weit es in meinen Kräften steht, meine Sorge. — Seliger konnte wohl kein Gnadenruf den armen Sünder auf dem Schaffot überraschen, als diese Worte den glücklichen Franz.

Er wollte danken, aber er vermochte es nicht; doch seine Thränen sprachen deutlicher zu dem weichen Herzen des edlen Fürsten, als alle Worte.

Nach einer Viertelstunde erhielt er die versiegelte Ordre, und eilte auf den Flügeln der freudigsten Ungeduld nach N** zurück.

* * *

Madame Norbert hatte nach Luisen's Entfernung Herrn Falk geehlicht, hatte ihre Handlung in N** aufgegeben, und war mit ihrem jungen Gemahl in die Residenz gezogen. Hier begann er ein lustiges Leben, das aber bald

ein trauriges Ende prophezeihte, wenn nicht neue Erwerbsquellen entdeckt wurden. Falk war ein geschickter Federzeichner; von seiner Gattinn ermuthigt, wagte er's, Banko-Noten zu verfälschen. Mehrere Jahre trieb er das saubre Handwerk, aber endlich entdeckte es der Zufall. Er und seine Gattinn wurden einige Tage vor Franzens Ankunft in der Residenz eingezogen. Eines Verbrechens, das ihr lebenslängliche Freyheit kostete, überwiesen, gestand Madame Falk unter andern Gräueln auch ein, daß sie aus Eifersucht, um die verhaßte Nebenbuhlerinn los zu werden, die Goldrolle in Luisens Strohsack gesteckt habe. Sie hatte es nach Luisens Entfernung ihrem nachherigen Manne gestanden. Bey dem Brande des Stadtgefängnisses eilte auch Falk herbey. Er sah im Scheine des Feuers Luisen im Kreise der Gefangenen; sein Gewissen erwachte, und er ward ihr Retter.

* * *

Franz kam in N** an, und stürzte mit dem Freudengeschrey; Gnade! Gnade! Du bist frey und als unschuldig erkannt! in Luisens Gefängniß. Bethend sank die Gute auf ihre Knie; andächtig die Hände faltend folgte der alte Herr-

mann ihrem Beyspiel. Franz eilte nach dem Sturm des ersten Entzückens, zu dem Richter. Eine seelenvolle Heiterkeit überzog das Gesicht des Edlen bey Lesung der fürstlichen Ordre. Ihre Gattinn ist frey, sagte er zu Franz; morgen ein Mehreres. Die Nacht, welche diesem Tage folgte, war eine der seligsten, die der alte Herrmann, sein Sohn, und Luise genossen.

Die Freude verscheuchte den Schlaf; unter süßen Gesprächen überraschte sie der Tag. Jetzt dachten sie auf Anstalten zur Abreise; da trat der Kerkermeister herein, und bath die Familie mit heiterem Gesichte, ihm zu folgen. Er führte sie über den Hof nach dem Thore; als er dieses öffnete, sahen sie den Platz, auf welchem das neue Gebäude des Stadtgefängnisses stand, mit Menschen gefüllt. Sie stutzten, aber freundlich bath der Kerkermeister, ihm muthig zu folgen. Er führte sie durch die Volksmenge zu einem erhabenen Gerüste, auf welchem der ganze Magistrat in Amtskleidern versammelt saß. Laut verkündete der Richter Luisens Unschuld, und den Befehl des Fürsten, welcher der Schuldlosen ein Gratial von tausend Thalern bestimmte; der Magistrat fügte aus freyem Antrieb noch das Bürgerrecht bey, welches Luisens Gatten unentgeldlich ertheilt ward. Ein allgemeiner Freudenruf pries die Großmuth des Ge-

rechtigkeit liebenden Fürsten. Luise nahm das fürstliche Geschenk nur, um es bey dem Magistrat zur Ausstattung armer Bürgerstöchter niederzulegen, und kehrte mit ihrem Gatten und seinem Vater in ihre Heimath zurück, wo ungestörte Freuden häuslichen Glückes ihr reichen Ersatz für die überstandenen Leiden gewährten.

rechtigkeitsliebenden Fürsten. Luise nahm das fürstliche Geschenk nur, um es dem Magistrat zur Ausstattung armer Bürgertöchter wiederzugeben, und kehrte mit ihrem Gatten und seinem Vater in ihre Heimath zurück, wo ungestörte Freuden häuslichen Glückes ihr reichen Ersatz für die überstandenen Leiden gewährten.

Der
Liebe Kampf mit der Gefahr.

In jener, für das unglückliche Frankreich so folgenschweren Zeit, wo ein Haufe Meuterer, die Langmuth eines allzu guten Königs mißbrauchend, göttliche und menschliche Gesetze mit Füße tretend, die Flamme des Aufruhrs entzündete, welche später so furchtbar wüthete und das gesegnete Reich in ein großes Schlachtfeld verwandelte, mit Leichen und Trümmern ehemaliger Pracht übersäet, — in jener verhängnißvollen Zeit befand sich ein junger französischer Edelmann, Eduard von Erneval genannt, gerade in Paris, um seinen Onkel, einen der Oberofficiere, denen die Bewachung der Bastille anvertraut war, zu besuchen.

Eduard hatte frühzeitig seine Aeltern verloren, die ihm ein großes Vermögen hinterließen, sein Onkel hatte seine Erziehung vollendet und einen wackern Jüngling aus ihm gebildet. Er war eben von einer Reise nach Italien zurückgekehrt und nach Paris gekommen, um seinen Erzieher nach mehrjähriger Trennung wieder ein Mahl zu sehen.

Schon lange war die Bastille, dieses große Grab, das manche unschuldige Schlachtopfer verschlang und selten seinen Raub wieder herausgab, dem Volke ein Gegenstand des Abscheues, die vorhergegangenen glücklich gelungenen Plünderungen der königlichen Rüstkammer und des Invalidenhauses hatten den Muth des Pöbels angefeuert, es bedurfte daher nur eines Fingerzeiges der Rädelsführer und beschlossen war die Erstürmung dieses festen, in der Vorstadt St. Antoine gelegenen Staatsgefängnisses; um so mehr, da man listig das Gerücht aussprengte: es sey Befehl gegeben; bey dem ersten Aufstand des Volkes von den Thürmen der Festung die Stadt mit glühenden Kugeln zu beschießen.

Der vierzehnte July des Jahres 1789 war der Tag, an dem diese feste Burg, welche bestimmt schien, der Ewigkeit zu trotzen, in wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt werden sollte. Schon am frühen Morgen umschwärmte ein grosser Volkshaufen das Schloß, immer größer ward die Anzahl der Empörer und drohend nahte die Gefahr. Vergebens hatte der Gouverneur, Herr von Delaunay die an ihn gesandten Deputirten durch den Augenschein von der Richtigkeit des ausgesprengten Gerüchtes überzeugt; kaum hatten diese die Bastille verlassen, als die tollküh-

ne Menge heranstürmte, die Ketten der äußeren Zugbrücke sprengte und in den Vorhof drang. Der Gouverneur glaubte durch weise Mäßigung größeres Unheil abzuwenden und hatte bis hierher noch nicht auf die Rebellen feuern lassen; als sie aber Anstalt machten, auch die Ketten der zweyten Zugbrücke abzuschießen, da begannen die Feuerschlünde Tod in die Reihen des wüthenden Haufens zu schleudern. Erschrocken wichen die Empörer anfangs zurück, doch mit erneuerter Wuth stürzten sie abermahls in noch größerer Anzahl herbey; und bald war auch der zweyte Hof erstürmt. Pulverdampf und Rauch von den in Brand gesteckten Gebäuden in den Höfen der Bastille hüllten die verübten Gräuel in Nacht, durch den Blitz der Kanonen und die auflodernden Flammen nur auf Augenblicke erhellt. Die tapfere Gegenwehr der Besatzung vermochte nichts gegen die gränzenlose Wuth des weitüberlegenen Volkes. Schon stand der rasende Haufe vor der letzten Zugbrücke, welche in das Innere des Schlosses selbst führte. Die Unmöglichkeit, sich länger zu halten, einsehend, erklärte der Gouverneur den Stürmenden: er sey bereit, die Burg zu übergeben, wenn man ihm und den unter seinen Befehlen stehenden Truppen freyen Abzug mit allen kriegerischen Ehrenzeichen gestatte; widrigenfalls er mit den noch vorräthi-

gen zwanzigtausend Pfund Pulver die Burg, sich, die Garnison und das ganze Vorstadt-Viertel in die Luft sprengen werde! Dieß wirkte. „Die Brücke nieder, es soll Euch kein Leid geschehen!" brüllte der Haufe, und die Besatzung, dem Worte der Verräther trauend, öffnete die Thore und zog aus der Burg. Doch nur zu bald mußten sie es bereuen, dem Versprechen der Meuterer ohne weitere Bürgschaft geglaubt zu haben. Mit wildem Mordgeschrey stürzte die blutdürstige Rotte auf die Arglosen; entwaffnete und mißhandelte sie auf die grausamste Weise.

Unter diesen unglücklichen Schlachtopfern befand sich auch Eduard von Erneval. Er war den Abend vorher angekommen und hatte durch besondere Begünstigung des Gouverneurs die Erlaubniß erhalten, bey seinem Onkel in der Bastille wohnen zu dürfen. Der durch den Uebermuth des stürmenden Pöbels gereitzte Adelstolz bestimmte ihn, den Gouverneur um die Erlaubniß zu bitten, Theil am Kampfe nehmen zu dürfen, ein Anerbiethen, das der Gouverneur, in seiner mißlichen Lage um so lieber annahm, da Eduard früher zwey Jahre als Volontair gedient hatte und deßhalb noch immer die Armee-Uniform trug.

Eduard zeigte sich des ihm geschenkten Vertrauens werth, wo die Gefahr am größten war,

war er der Erste; so kam es denn auch, daß er durch eine Flintenkugel am rechten Arm getroffen und durch einen stürzenden Balken an der linken Schulter schwer verletzt wurde; dessen ungeachtet blieb er bis zum letzten Augenblick im Feuer. In der Eile flüchtig verbunden, zog er mit der Besatzung aus und fiel, gleich den Andern, in die Hände der Ungeheuer, die ihn, unter Mißhandlungen der Waffen beraubten, den Verband von seinen Wunden rießen, und ihn mit den Uebrigen gefangen nach dem Rathhause, einem schmählichen Tode entgegen schleppten. Die Anstrengung des Kampfes, mehr noch der erlittene Blutverlust, hatte seine Kraft erschöpft; ohnmächtig sank er schon in der nächsten Straße, durch welche der übermüthige Pöbel die Gefangenen im Triumphe führte, nieder. Man hielt ihn, zu seinem Glücke für todt, und schleuderte ihn in einen Winkel, wo er in seinem Blute liegen blieb, während der racheschnaubende Pöbel nach dem Rathhause zog und dort den Gouverneur samt den übrigen Gefangenen seinem Blutdurste auf die grausamste Art opferte.

Als Eduard sich von seiner Ohnmacht erhohlte, ward er mit Erstaunen gewahr, daß er sich in einem kleinen aber reinlichen Stübchen befinde. „Gott sey Dank, er lebt!" rief eine liebliche Flö-

tenstimme an seiner Seite; schnell wandte er sein Haupt nach der Gegend, woher der süße Ton kam und, auf das angenehmste überrascht, ruhte sein Blick auf dem engelschönen Gesichte einer holden Mädchengestalt, die, mit sichtbarer Theilnahme und dem himmlischen Ausdruck der Freude über ein gelungenes gutes Werk, an seinem Bette stand. Entzückt verschlang sein trunkenes Auge die reitzende Erscheinung, und eben wollte er den Mund zum Danke öffnen, als das holdselige Wesen einer alten Frau, die zu seinen Füßen saß, einen Geldbeutel mit den Worten: „Laß es dem Armen nicht an Pflege fehlen, ich vergüte Alles," in die Hand drückte und sich entfernte.

Lange starrte Eduard der Entschwundenen nach, bey sich selbst überlegend, ob diese Erscheinung Wirklichkeit oder das Gaukelspiel eines Fiebertraums gewesen. Von diesen Zweifeln befreyte ihn die geschwätzige Alte, von ihr erfuhr er: das herrliche Mädchen, das ihm am Rande des Grabes wie ein rettender Engel erschien, sey das Fräulein von Parthenai. Den Gräueln der Revolution zu entfliehen, habe sie diesen Morgen mit ihrem Vater die Hauptstadt verlassen wollen; schon sey der Wagen zur Abreise bereit gewesen, als der Tumult der Vorbeystürmenden sie gerade in dem Augenblick an das Fenster gelockt habe, als er er-

schöpft zu Boden gesunken und von den Barbaren für todt an die Hausthür geschleudert worden war. Von Mitleiden und der Hoffnung, daß noch Leben in dem Unglücklichen sey, beseelt, habe das Fräulein die Alte und ihren Mann, den Portier des Hauses, vermocht, den Ohnmächtigen, nachdem der rasende Pöbel sich verlaufen hatte, in ihr Stübchen zu tragen und für seine Herstellung zu sorgen. Da ihre Abreise, der steigenden Gefahr wegen, nicht lange zu verschieben war, habe sie von ihrem Vater nur noch bis zu dem Augenblicke Verzug erfleht, wo die Spur des wiederkehrenden Lebens bey dem Verwundeten sie beruhigt hatte und — das Rollen eines Wagens im Thorwege unterbrach die Erzählung der Alten. — „Da fährt der Engel hin" rief sie. „Mit dem Bewußtseyn, einen Unglücklichen von Verderben gerettet zu haben!" setzte Eduard hinzu, und Thränen füllten sein Auge.

Er unterhielt sich in der Folge noch oft mit der sprachseligen Alten von dem holden Mädchen, die nicht aufhören konnte, des lieben Fräuleins Edelmuth und Herzensgüte anzupreisen. Mit Entzücken vernahm er von ihr, daß Stephanie — das war der Taufnahme des Fräuleins von Parthenai, — sich öfters schriftlich nach seinem Befinden erkundige.

Eduard war unter leichtsinnigen und verbuhlten Weibern aufgewachsen, hatte das weibliche Geschlecht nur von der Schattenseite kennen und folglich verachten gelernt; das beseligende Gefühl reiner Liebe war seinem Herzen fremd geblieben, und jetzt, wo die Gräuel der Empörung die Menschen in Ungeheuer verwandelt hatten, wo die Liebe aus der sündhaften Welt entschwunden schien und Haß und Mordsucht das blutige Panier schwenkten — jetzt trat ihm, von der Glorie der Unschuld und dem himmlischen Reitze der Wohlthätigkeit umstrahlt, ein holdseliges Wesen entgegen, um ihn mit der tief gesunkenen Welt und ihrem Geschlechte auszusöhnen; — was Wunder, daß er sein Innerstes gewaltsam ergriffen fühlte und die hehre Liebe als Siegerinn einzog in sein empfängliches Herz!

Sobald es seine Kräfte gestatteten, hatte sich Eduard in eine anständige Wohnung bringen lassen, von seinem Banquier mit dem nöthigen Gelde versorgt. Täglich ließ er die Frau des Portiers zu sich kommen, um etwas von Stephanien zu hören; aber leider hatte die gute Alte seit längerer Zeit keine Briefe von ihrem geliebten Fräulein erhalten. Sie schrieb das den Gährungen zu, die jetzt auch in den Provinzen wütheten.

Endlich, nach zwey langen Monathen, ward es unserem Eduard vergönnt, als Genesener sein Zimmer zu verlassen, wenige Tage reichten hin, ihm auch die nöthige Kraft zu einer kleinen Reise zu geben. Diese Reise konnte natürlich kein anderes Ziel haben, als das Landgut des Herrn von Parthenai, wo er die Heißgeliebte aufsuchen und zu ihren Füßen den Dank zollen wollte, von dem sein Herz überfüllt war.

Auf den Flügeln der Sehnsucht eilte er dahin — doch seine Erwartung wurde grausam getäuscht! Die Empörung hatte auch über diesen abgelegenen Winkel Frankreichs ihre bluttriefenden Fittige geschwungen, das Schloß des Herrn von Parthenai war, gleich tausend andern, von den Rebellen geplündert und er selbst, als er sein Eigenthum vertheidigen wollte, ermordet worden. Von seiner Tochter wußte man bloß, daß sie im Getümmel den sicherm Tode glücklich entronnen und wahrscheinlich, gleich vielen andern Unglücklichen, ausgewandert sey.

Mit zerrissenem Herzen kehrte Eduard nach Paris zurück. Der Geliebten Schicksal beunruhigte ihn auf das Peinlichste, um so mehr, da er sich außer Stand sah, ihren Aufenthalt erforschen und ihr die nöthige Hülfe biethen zu können. Das traurige Los seines Vaterlandes vermehrte seinen

Kummer. Aus tausend Wunden blutete das unglückliche Frankreich, es schien, als ob die Strafruthe des erzürnten Himmels das ganze Volk vertilgen wollte, das die ruchlose Hand in Königsblut getaucht hatte.

So ungern er auch auf der einen Seite die Waffen für eine ungerechte Sache ergriff, als der National-Convent erklärte: Die Republik sey eine große belagerte Stadt, ganz Frankreich ein unermeßliches Lager, und die Pflicht aller Franzosen, beyderley Geschlechter und jedes Alters, die Freyheit und Gleichheit zu vertheidigen, — so gern folgte er auf der andern diesem Rufe, weil er ihm eine schwache Hoffnung zeigte, die Geliebte erforschen zu können.

Mehrere Jahre focht er in den Reihen der republikanischen Armee, bis ein feindlicher Säbelhieb die Finger seiner rechten Hand schwer verletzte und ihn zum Kriegsdienst untauglich machte. Er kehrte nach Paris zurück.

Frankreich hatte indessen die dritte Constitution erhalten, ohne dadurch glücklicher geworden zu seyn.

Eduard lebte zurückgezogen sich selbst und der Wissenschaften, und würde sich auch in dieser Lage glücklich gefühlt haben, hätte nicht das An-

denken an Stephanie von der er leider noch immer nichts erfahren konnte, sein Herz beunruhigt.

Eines Tages lustwandelte er, in Gedanken versunken, auf dem Boulevard des Italiens, da gewahrte er plötzlich, kaum fünfzig Schritte vor sich, eine weibliche Gestalt, in welcher er das Fräulein von Parthenai zu erkennen glaubte. Voll Freude arbeitete er sich durch das Volksgewühl, doch als es ihm gelungen war, sich Bahn zu machen, trat die Dame, die er für Stephanien hielt, eben in ein nahes Haus und entschwand seinen Blicken.

Aufgeregt von dem Entzücken des Wiedersehens und dem Schmerz der plötzlichen Trennung, stürmte Eduard in die Wohnung des Portiers. Wer ist die Dame, die eben in's Haus ging? schrie er den Erstaunten an. Dieser maß ihn mit einem sonderbaren Blicke und entgegnete endlich mit gezogenem Tone: „Welche Dame meint Ihr?" — Die eben die Treppe hinauf ging, rief Eduard: ist es nicht das Fräulein von Parthenai? — „Parthenai?" wiederhohlte der Portier mit geschärften Blicke. „Hier im Hause wohnt Niemand, der so heißt" setzte er mit einer gewissen Verlegenheit hinzu: „überhaupt ist mir dieser Nahme ganz fremd." — Und doch ist sie es, sie muß es seyn! Ich will gleich selbst — rief Eduard, und machte Miene,

die Treppe hinaufzustürzen. „Halt, mein Freund!“ rief der Portier, indem er ihn zurückhielt: „so geschwind geht das nicht! Ueberhaupt ist es nöthig, daß wir uns verständigen. Wollt Ihr *) Euch indessen in das Weinhaus hier neben an begeben, so will ich Euch in wenigen Minuten dahin folgen.“ — Aber! — versetzte Eduard — „Seyd doch nur ruhig, Ihr sollt vollständige Auskunft haben!“ lispelte ihm der Portier in's Ohr. Dieß Versprechen bestimmte Eduard, der Weisung zu folgen.

Bald nach ihm trat auch der Portier in die Weinstube und redete ihn, nachdem er ihn zu einem unbesetzten Tisch im Winkel gezogen, mit den Worten an: „Ihr werdet mit Eurem Ungestüm noch Alles verderben!“

Eduard. Verzeiht meinem heißen Blute. Aber nun sagt mir, wo das Fräulein wohnt.

Der Portier. Wie könnt Ihr mich für so einfältig halten, daß ich Euch das verrathen sollte?

Eduard. Habt Ihr mir nicht versprochen —?

Der Portier. Mich mit Euch zu verstän-

---

*) Es wird den Lesern nicht unbekannt seyn, daß während der Revolution, durch einen Ausspruch des Convents, alle Titulaturen abgeschafft und das einfache vous als allgemeine Anrede eingeführt wurde.

digen. Das soll geschehen. Meint Ihr denn, ich hätte Euch nicht auf der Stelle erkannt, Kamerad?

Eduard. (erstaunt:) Kamerad?!

Der Portier. Ich müßte eine schlechte Nase haben, wenn ich es nicht alsobald gemerkt hätte, daß Ihr meines Gleichen seyd.

Eduard. Eures Gleichen?

Der Portier. Ja, ja, meines Gleichen. — Bey diesen Worten öffnete er seine Weste und zeigte ihm eine kleine Medaille, wodurch sich die geheimen Agenten der Polizey nöthigen Falls zu erkennen gaben. — Eduard erstarrte.

„Nicht wahr, guter Freund," fuhr jener lächelnd fort: „das hat Euch verblüfft? Na, gebt Euch nur zufrieden; der Mensch ist nicht allwissend und der Gescheidteste schießt manch Mahl einen Bock. — Ihr wolltet mir das kostbare Wild vor dem Maule wegschnappen, nun wir uns aber kennen, werdet ihr den Plan, der übrigens gar nicht übel ersonnen war, wohl aufgeben. Es ist ein kostbares Mädchen, sie steht mit allen Emigranten und Königlichgesinnten im vertrauten Umgange; ich folge ihr überall auf dem Fuße, wo sie ein- und ausgeht, lasse ich durch meine Leute nachspüren und finde jedes Mahl, was ich suche. Sie hat mir schon manches Sümmchen eingebracht. Ich habe mir zwar vorgenommen, sie so

spät als möglich zu arretiren, aber am Ende werde ich doch bald daran müssen; denn das Teufelsmädchen treibt ihr Wesen so öffentlich, als wenn sie gar nichts zu befürchten hätte."

Während diesen Reden gewann Eduard Zeit, sich zu sammeln. Er fühlte wohl, daß er, wenn er die Freyheit Stephaniens nicht auf das Spiel setzen wollte, den Polizey-Agenten in seinem Irrthum bestärken und die Rolle, welche dieser ihm zugedacht hatte, fortspielen müsse. „Verzeiht den Fehlgriff eines Neulings, Kamerad," sagte er; „ich Narr wollte erst erforschen, was Ihr schon längst wußtet!"

Der Portier. Hat man Euch denn nicht gesagt, daß ich deßhalb hier bin? Ich heiße Dumont (sich blähend) der Nahme muß Euch bekannt seyn.

Eduard: nickte schweigend mit dem Kopfe.

Dumont. Aha, ich merke schon, warum es nicht geschah! Aus Eurer Kleidung sehe ich, daß Ihr Euch unter die Herrschaften zu mengen den Auftrag habt; ich mische mich unter die Domestiken, das ist vortheilhafter, denn die Domestiken sind ausgemachte Spione ihrer Herrschaften.

Eduard ließ Wein bringen und trank dem immer offenherziger werdenden Dumont wacker zu; auf diese Weise erfuhr er von ihm; daß das

Fräulein von Parthenai in der Vorstadt St. Marceau, in einem kleinen Gartenhaus mit einer alten, kranken Magd wohne, daß sie neuerdings eines verdächtigen Briefwechsels und des Einverständnisses mit den aufrührischen Vendeern angeklagt sey, und daß er, so leid es ihm auch wegen des Verlustes thue, nicht umhin könne, sie in einigen Tagen zu arretiren.

Was Eduard bey dieser Entdeckung litt, kann man sich leicht vorstellen. Er dankte Gott, als Dumont, Geschäfte halber, aufbrach und ihn allein ließ.

Die Geliebte von der drohenden Gefahr zu unterrichten, sie aus den Klauen der Blutrichter zu retten, war Eduard's erster Gedanke. Ueber die Mittel, sein Vorhaben auszuführen, war er bald mit sich einig. Er begab sich in die Vorstadt St. Marceau: in einem Winkel versteckt, von wo aus er das Thor des Hauses, in dem Stephanie wohnte, beobachten konnte, harrte er ihrer Rückkunft. Gegen Abend kam sie. Er sah die geliebte Gestalt an sich vorbey schweben und durfte sie nicht anreden! Kaum war sie in das Haus getreten, als er die Gartenmauer umschlich, um eine Stelle zu finden, wo er unbemerkt in den Garten kommen könnte; denn sie öffentlich zu besuchen durfte er der Auflaurer wegen, nicht wagen. So-

bald es dunkel war, erstieg er die Mauer und sprang, vom Gebüsch versteckt, in den Garten. Von hier hatte er freye Aussicht in das Gartenhaus. Eben waren die Lichter angezündet worden und er sah Stephanien am offenen Fenster sitzen. Da er weder im Garten noch im Zimmer eine andere lebende Seele entdeckte, so wagte er es, aus seinem Hinterhalt hervor und in das Haus zu schlüpfen.

Jetzt stand er vor der Stubenthür. Leise klopfte er an — „Herein!" — rief eine Stimme, in welcher er jenen ihm noch stets im Innersten wiederhallenden Flötenton augenblicklich erkannte. Er öffnete die Thür und stand zitternd vor der Heißersehnten. — Stephanie war, erstaunt über die Erscheinung eines fremden Mannes um diese Zeit, aufgestanden und ihm entgegen getreten; doch kaum hatte sie ihn schärfer betrachtet, als eine angenehme Erinnerung ihr schönes Gesicht höher röthete und den jugendlichen Busen in schnelleren Wellen hob. „Mein Gott!" stammelte sie: „Sie sind doch nicht —?" — Ja, ich bin der Glückliche, —rief Eduard, indem er ihr zu Füßen sank und ihre Hände mit heißen Küssen bedeckte, — dem der Himmel in der Stunde der Gefahr einen Engel zu Hülfe sandte!"

Stephanie war auf das angenehmste überrascht, sie theilte Eduard's Rührung, der lange keine Worte finden konnte, die Ursache seiner Erscheinung zu so ungewöhnlicher Stunde zu erklären. Mit stillem Entzücken, welches sich, trotz den Schrecken über die nahe Gefahr, in ihren Augen spiegelte, vernahm sie seine Absicht.

Eduard besaß in einem abgelegenen Winkel von Paris nahe an der Stadtmauer ein kleines Haus, von wo aus man im Nothfall leicht in's Freye kommen konnte, dieses both er ihr zum Aufenthalt an und versprach nächste Nacht mit einem Wagen in der Nähe zu seyn, um sie unbemerkt dahin zu bringen. Stephanie stellte ihm die Unmöglichkeit vor, ihm zu folgen, indem ihre alte, treue Magd krank darnieder lag und ihre mißlichen Gesundheitsumstände ihr nicht erlaubten, das Bett zu verlassen; auch hatte Stephanie einen alten proscribirten Prediger aus der Vendee in ihrem Hause verborgen. Eduard erboth sich, den Prediger gleichfalls bey sich aufzunehmen, aber die Magd mußte nothwendig ihrem Schicksal überlassen werden. Lange wollte Stephanie nicht einwilligen, aber die drohende Gefahr, Eduard's Bitten, die Vorstellungen des proscribirten Geistlichen, der herbey gerufen worden, und vor Allem die Versicherung der Magd, der man Alles

mittheilte, daß sie gern bleiben und, so bald ihre Gesundheit erlaubte, der Herrschaft folgen wolle, bestimmten sie endlich, und Eduard verließ sie mit einem Himmel im Busen.

Der folgende Tag schien ihm ewig währen zu wollen. Endlich ward es Nacht. Mit dem Glockenschlag zehn stand Eduard vor der hintern Gartenthür, die zu Stephaniens Wohnung führte; Stephanie und der Priester erwarteten ihn bereits. Sie hatten absichtlich, um keinen Verdacht zu erwecken, nur das Nöthigste in einem kleinen Packet mit sich genommen. In der nächsten Straße hielt ein Fiaker, den Eduard bestellt hatte. Dem Kutscher befahl er in ein entgegengesetztes Viertel der Stadt zu fahren; dort stiegen alle Drey bey dem ersten besten Hause aus, um den Fiaker glauben zu machen, daß sie daselbst wohnten: kaum hatte er sich aber entfernt, als sie nach dem nächsten Platze eilten und einen andern Wagen nahmen, welcher sie dann glücklich an Ort und Stelle brachte.

Eduards Haus schien schon bey seiner Erbauung zu einem heimlichen Aufenthaltsort bestimmt gewesen zu seyn. Vorn mit einem großen, von hohen Mauern eingeschlossenen Garten umgeben, stieß es hinten an die Stadtmauer. Jeden ein und aus Gehenden konnte man durch den Gar-

ten kommen und gehen sehen und im äußersten Nothfall durch eine kleine in der Stadtmauer angebrachte Pforte entfliehen. Hier verlebte Eduard mit seinen Gästen und einem einzigen alten treuen Diener selige Tage. Der vertraute Umgang mit der Geliebten gab ihm einen Vorschmack von den süßen Freuden häuslichen Glückes, und aus dem Purpur, der Stephaniens Wangen überzog, aus dem Feuer, das aus ihren Augen blitzte, wenn er, berauscht von seinen Empfindungen, in glühenden Worten die Gefühle seines Herzens verrieth, entkeimte ihm die himmlische Blume beseligender Gegenliebe.

Dominique, Eduard's Diener, ward von Zeit zu Zeit ausgesandt, um von den Befinden der Zurückgelassenen Erkundigung einzuziehen. Er verrichtete seinen Auftrag mit möglichster Vorsicht und brachte bald die Nachricht: daß den Tag nach des Fräuleins Flucht Polizeybeamte in das Haus gekommen seyen, um Stephanien zu arretiren; als die kranke Magd, auf ihren Fragen nach ihrer Herrschaft antwortete, sie wisse nicht, wohin diese geflohen sey, habe man das ganze Haus genau durchsucht und sich darauf, ohne weitere Folgen entfernt. Die Berichte über das Befinden der Kranken lauteten aber immer bedenklicher, und eines Morgens hinterbrachte Domi-

nique dem Fräulein: daß in der verflossenen Nacht das Uebel so sehr zugenommen habe, daß man besorge, die Kranke werde den Abend nicht mehr erleben; sie ergebe sich auch mit Geduld und Fassung in ihr Schicksal und häge nur den einzigen sehnlichen Wunsch, ihr liebes gnädiges Fräulein vor ihrem Ende noch ein Mahl zu sehen.

Stephanie war augenblicklich bereit, das Verlangen der Sterbenden zu erfüllen. Erschrocken suchte sie Eduard durch die Vorstellung der Gefährlichkeit eines solchen Wagestück's, von ihrem Vorhaben abzubringen. — „Was hätte ich zu fürchten?" entgegnete sie: „die Nachforschungen der Polizey haben aufgehört, sie hat ihr wachsames Auge von mir ab auf wichtigere Gegenstände gewendet; sollte ich den letzten Wunsch der guten Alten, die mich von Kindheit an mit treuer Sorgfalt gepflegt hat, unerfüllt lassen, aus Furcht vor eingebildeten Gefahren? Um ganz sicher zu gehen, will ich einen alten, unscheinbar gewordenen Mantel überwerfen und mein Gesicht in eine dichte Florkappe hüllen." —

Vergebens bath Eduard, sie wenigstens begleiten zu dürfen. — Gerade ihre Begleitung sagte sie, könnte Verdacht erwecken. Ein einzelnes Frauenzimmer in einem gewöhnlichen Anzuge wird am wenigsten bemerkt — und somit hüllte sie sich

in den Mantel, warf den Schleyer über und machte sich auf den Wege, Eduard steckte in der Eile seine geladenen Pistolen zu sich und folgte ihr in einiger Entfernung.

Sie erreichten glücklich die Vorstadt St. Marceau und das Haus, aber kaum war Stephanie in das Thor geschlüpft, als aus einer nahen Schenke fünf Menschen, von verdächtigem Aussehen traten und ihr hastig folgten. Schrecken des Todes erstarrte Eduard's Herz bey diesem Anblick; außer sich vor Angst und Wuth stürzte er ihnen nach.

Eben hatte er die Treppe erreicht, als er oben deutlich die Worte: „Seyd ihr nicht die Bürgerinn Parthenai?" und Stephanien antworten hörte: „Ich bin es" Zitternd stürzte er die Treppe hinauf. — „Folgt uns im Nahmen des Gesetzes!" — rief einer der Männer, welcher der Anführer zu seyn schien, und hielt ihr den Verhaftsbefehl offen vor die Augen. „Ihr irrt!" schrie Eduard, indem er dazwischen trat, „Dieses Frauenzimmer ist nicht die Person, welche Ihr sucht."

Der Polizeybeamte: Die Bürgerinn hat es selbst gestanden — und — was habt Ihr Euch darum zu bekümmern? Wer seyd Ihr?

Eduard. (im drohenden Tone, sich schützend vor Stephanien stellend) Sie wird Euch nicht folgen!

Der Polizeybeamte: Ihr, der Ihr so vorlaut seyd, werdet uns selbst folgen, um vor Gericht darzuthun, was Euch berechtiget, die Feinde der Republik in Schutz zu nehmen.

Eduard. Lebend bringt man mich nicht von dieser Stelle! Rasch zog er seine Pistolen aus der Tasche, stieß die Polizeydiener auf die Seite, ergriff Stephanien und riß sie mit unbegreiflicher Geschwindigkeit die Treppe hinab mit sich fort auf die Straße. Die Polizeydiener folgten eben so geschwind. „Halt, oder ich schieße!" rief Einer von Ihnen, aber Eduard setzte, den Zuruf nicht achtend, seine Flucht fort; da sauste die Kugel an seinem Ohre vorbey, zugleich sprang auch der Polizeydiener herbey, um die Flüchtigen zu ergreifen, als Eduard seine Pistole abdrückte und der Verfolgende blutend zur Erde stürzte.

Mitten auf der Straße hielt Eduard und schrie den Uebrigen zu: „Der Erste, der es wagt, nach seiner Pistole zu greifen, ist des Todes!" — Der Ton, in welchem er die Drohung aussprach, schien auf die Polizeydiener zu wirken, sie wichen zurück, vertheilten sich aber zu beyden Seiten der Straße, ihm den Weg versperrend und schrieen

aus Leibeskräften nach Hülfe. In wenig Minuten waren eine Menge Neugieriger herbey geströmt. Mehrere machten Miene, den Polizeydienern beystehen zu wollen und drangen mit diesen vereint auf Eduard ein, der immer mehr noch zu schießen drohte, aber wohl fühlend, daß er dadurch seine Lage nicht verbessern würde, es bey der bloßen Drohung bewenden ließ. Die Polizeydiener ergriffen indessen von hinten seine Arme, entwanden ihm die Pistole und schleppten, während der Haufe ihm festhielt, Stephanien davon. Vergebens war sein Widerstand, vergebens sein Bemühen, sich Bahn durch die Menge zu machen, die erschöpfte Kraft erlag der Uebermacht.

„Schleppt ihn nach der Wache!" schrie vereint die Menge. Da trat ein ehrsamer Bürger hinzu und sprach: „Warum wollt Ihr unnöthiger Weise das ganze Viertel in Aufruhr bringen? Gebt den Verbrecher mir, ich will ihn in meinem Hause wohl verwahren, bis einer von Euch die Wache herbeygeholt hat." — „Ja, ja! Bürger Bertrand soll ihn indessen verwahren!" schrien Alle, und Eduard folgte, erschöpft von Anstrengung und Schmerz, dem Alten in sein nahes Haus.

„Hier soll mir der Vogel nicht entwischen," sprach Bertrand mit lauter Stimme, indem er die Hausthür zuschloß; gleich darauf lispelte er

aber Eduarden zu: Rettet Euch durch den Garten und werft die Hofthür hinter Euch zu!" Dieser glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als der Alte bald mit verstärkter Stimme rief: „Morgen wirst Du erschossen, Bösewicht!" Doch als er abermahls leise hinzusetzte: „Versäumt die kostbare Zeit nicht, der Gartenzaun ist leicht zu überspringen, er führt in die dunkle Allee, wo ihr Euch dem Späherauge leicht entziehen und sicher fliehen könnt." Da faßte sich Eduard, drückte seinem Retter dankbar die Hand, sprang in den Hof, durch den Garten und über den Gartenzaun, während er hinter sich schreyen hörte: „Der Bösewicht entspringt mir! Hülfe! zu Hülfe!"

Indessen hatte Eduard die Allee erreicht und war glücklich der Gefahr entronnen; doch was galt ihm Leben und Freyheit, da er Stephanien verloren hatte!

Er eilte nach Hause, um mit Gauvin, so hieß der proscribirte Priester, den er mit Stephanien bey sich aufgenommen hatte, ein Mittel zu ihrer Befreyung zu ersinnen; aber nur zu bald sahen beyde ein, wie wenig Hoffnung ihnen blieb, das unschuldige Schlachtopfer dem unersättlichen Blutdurste seiner Richter zu entreißen. — Während sie sich noch immer fruchtlos berathschlagten, war es Abend geworden. Verzweiflungsvoll begab

sich Eduard zu dem Gefängnisse, wo er seine Stephanie verwahrt glaubte. Er wußte wohl, daß es unmöglich sey, zu ihr durchzudringen, aber eben so unmöglich war es ihm, länger unthätig zu Hause zu weilen, und schon der Gedanke, in ihrer Nähe zu seyn, gab ihm Beruhigung.

Mit schmerzerfüllter Brust umkreiste er die hohen Mauern des Gefängnisses. Gleichgültig wandelte die Menge an diesem Aufenthalt des Jammers vorüber, der Unglücklichen nicht gedenkend, deren Zahl vielleicht Mancher unter ihnen bald selbst zu vermehren bestimmt war; keiner achtete des verzweifelnden Eduard, der nicht begreifen konnte, wie man so ruhig, so theilnahmlos seyn könne! — Nach und nach verminderte sich die Zahl der Vorübergehenden, die Laden und Hausthüren wurden geschlossen, die Lichter erloschen an den Fenstern, stille ward es auf dem großen Platze — nur aus dem Gefängnisse erscholl von Zeit zu Zeit das hohle Geräusch der eisernen Thüren und das Knarren der Schlösser, um dem ängstlich Lauschenden auch die letzte Hoffnung zu rauben.

Vor Schmerz und Wuth laut weinend trat Eduard den Rückweg an; da fiel ihm ein Jugendfreund ein, der jetzt als Sekretair bey dem Directorium angestellt war, und auf dessen Freundschaft er bauen konnte. Er eilte zu ihm, traf ihn

aber nicht zu Hause; man wies ihn in ein Kaffeehaus, von dort in ein anderes, und endlich in ein drittes, wo er ihn glücklich fand.

Montaigu, so hieß der Freund, zuckte mitleidig die Achseln, als Eduard ihm sein Anliegen vortrug. Um das Aeußerste zu versuchen, rieth er ihm, sich an die Freundinn eines der Gewalthaber zu wenden und ihre Fürsprache durch einen Schmuck zu erkaufen. Eduard dankte dem Jugendfreunde und ging am nächsten Morgen, sobald es sich schicklich thun ließ, zu der bezeichneten Dame. Der Schmuck ward angenommen und alle mögliche Verwendung versprochen; aber Alles, was Eduard dadurch erhielt, war die Erlaubniß, Stephanien in ihrem Kerker besuchen zu dürfen: ihre Befreyung erklärte man für unmöglich, da sie, wie man sagte, zu schwerer Verbrechen angeklagt war.

Mit tief gebeugten Herzen eilte Eduard zu der gefangenen Geliebten; doch — welch Schauspiel erwartete ihn! — In einem feuchten, dumpfigen Loche fand er Stephanien, auf alten Stroh in einem Winkel liegend, das Gesicht von Fieberhitze entflammt! Schluchzend warf er sich auf die Knie und badete ihre Hand mit seinen Thränen. — „Großmüthiger Freund!“ lispelte sie mit

gebrochener Stimme: „an welchem Orte müssen wir uns wieder finden!"

Es brauchte lange Zeit, bis Eduard so viel Fassung gewann, den Gefangenwärter durch einige Goldstücke dahin zu vermögen, daß er Erfrischungen und Betten herbeyschaffte; doch dem Verlangen nach einem geschickten Arzte entgegnete er: es dürfe kein anderer in das Gefängniß, als der geschworne Stadtphysikus, und der sey schon da gewesen.

Stephanie zeigte eine Ergebung in ihr hartes Schicksal, die ein unwiderlegbarer Bürge von der Reinheit ihres Bewußtseyns war; sie hatte Karft genug, den verzweifelnden Eduard noch zu trösten, und er schied gefaßter von ihr, als er gekommen war.

Nachdem er am folgenden Tage wieder mehrere vergebliche Versuche zu Stephaniens Befreyung gemacht hatte, eilte er in das Gefängniß, um abermahls Trost zu hohlen, statt ihn zu bringen. Er wollte, nachdem der Gefangenwärter die eisenbeschlagene Thür geöffnet hatte, die Treppe hinauf in das ihm leider nur zu wohl bekannte Gefängniß, als dieser ihm nachrief: „Wo wollt ihr hin, Bürger? — „Zu dem Fräulein von Parthenai," antwortete Eduard. — „Das Fräulein von Parthenai," entgegnete der Ge-

fangenwärter mit finsterer Miene, „kennt man hier nicht. Die gefangene Bürgerinn Parthenai ist heute früh auf Befehl des Arztes, in das Hospital in der Vorstadt St. Germain gebracht worden, weil ihre Krankheit anfängt bedenklich zu werden.“ — Ein neuer Donnerschlag für den armen Eduard. Hastig warf er sich in einen Fiaker und flog nach dem Hospital.

Nachdem er seine Erlaubnißkarte vorgezeigt hatte, führte man ihn in einen schmalen schmutzigen Saal, aus dem ihm ein erstickender Qualm verpesteter Luft entgegen quoll. Hier, unter Sterbenden und mit den ekelhaftesten Krankheiten Behafteten fand er, auf einem groben, unreinen Strohsack, mit einer schlechten wollenen Decke verhüllt, die Geliebte! — Das Fieber hatte ihr die Besinnung geraubt und ihren kranken Sinnen wohlthätig den Anblick des Elendes entzogen, das sie umgab. — Schleunig traf Eduard Anstalten, durch Geld und Bitten herbey zu schaffen, was ihre Umstände erleichtern und die Genesung befördern konnte. Vergebens bath er, der Kranken ein besseres Zimmer einzuräumen. — Dieser Saal ist für die Gefangenen bestimmt und hinlänglich verwahrt und bewacht; in einem andern Gemache wäre man nicht im Stande, gehörige Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen,

um eine mögliche Flucht zu verhindern — war die Antwort, mit der er sich begnügen mußte.

Als er die Kranke mit dem Nöthigsten versorgt hatte, kehrte er nach Hause, um Gauvin von dem traurigen Wechsel zu unterrichten.

Nach einer ziemlich langen Pause des Nachdenkens sagte der ehrwürdige Geistliche: Die Gesundheit des Fräuleins muß jetzt das Hauptaugenmerk unserer Sorfalt seyn. Mir fällt ein Mittel ein, ihr die nöthige Hülfe zu leisten und vielleicht sogar die Freyheit zu verschaffen.

Eduard (hastig): O sprechen Sie, Mann Gottes!

Gauvin. Mein Stand hat es mir zur Pflicht gemacht, mir einige medizinische Kenntnisse zu erwerben. Ich will mich als Krankenwärter im Spital aufnehmen lassen, will mich mit dem geringsten Sold begnügen, und mich zu jedem Dienst erbiethen. Ich werde für die Gesundheit des theuern Fräuleins väterlich sorgen, und ihre Seele mit den Trostgründen unserer heiligen Religion stärken. Des Allmächtigen Vatergüte wird mir Kraft verleihen und unser frommes Beginnen mit glücklichem Erfolge krönen.

Eduard. Haben Sie auch bedacht — die Gefahr, die Ihnen selbst droht? —

Gauvin. In der Verkleidung eines armseligen Krankenwärters werden mich die Spione der Grausamkeit wohl nicht suchen, und will es der Rathschluß des Unerforschlichen also — nun, dann sterbe ich im Dienste der Menschheit, und meiner wartet der Lohn jenseits!

Mit heißen Thränen innigen Dankes drückte Eduard den Edlen an das Herz.

Gauvin säumte nicht, sein großmüthiges Vorhaben in's Werk zu setzen. Ohne Umstände ward er im Spital angestellt, und als Eduard am folgenden Tage Stephanie besuchte, fand er ihn mit väterlicher Sorgfalt die Kranke pflegend.

Den größten Theil seiner Zeit brachte jetzt Eduard im Hospitale zu. Schon nach wenigen Tagen befand sich Stephanien auf dem Wege der Besserung. — Bey einem seiner häufigen Besuche entdeckte ihm Gauvin, er habe ein, zwar sehr gewagtes, Mittel zur Flucht ersonnen. Sobald Stephanie vollkommen hergestellt sey, sollte sie mit Gauvins Hülfe durch ein Fenster des Krankensaals in den Hof steigen, dort auf einer Leiter, die Gauvin besorgen wollte, die Mauer des Hospitals erklettern und mit ihm in dem benachbarten Hause, das einem ehrlichen Bürger zugehörte, den Gauvin für seinen Plan

zu gewinnen hoffte, sich so lange versteckt halten, bis sie alle drey unbemerkt Paris verlassen könnten.

Nach wenigen Wochen war Stephanie vollkommen hergestellt; doch mußte sie sich noch immer krank stellen, um nicht als Genesene in ihr Gefängniß zurück geschickt zu werden. — Endlich nahete der entscheidende Tag. Gauvin versprach mit dem Besitzer des Nachbarhauses zu sprechen und am folgenden Morgen Bericht über den Erfolg abzustatten.

Früher als gewöhnlich eilte Eduard am bestimmten Tage nach dem Hospitale. Als er in das Thor treten wollte, klopfte ihn Jemand von hinten auf die Schulter; er sah sich um und erblickte einen Mann, denn er sogleich für Dumont, jenen Polizeyagenten, erkannte, der ihm vor einigen Wochen in der Maske des Portiers unvorsichtiger Weise Nachricht von der Gefahr, die Stephanien drohte, gegeben hatte.

„Nicht so hastig, mein Freund,“ sprach dieser: „wir haben zuerst ein Wörtchen mit einander zu sprechen.“ — Eduard erstarrte vor Schrecken, und folgte Dumont maschienenmäßig in einen abgelegenen Winkel. — „Ihr glaubt Euch meiner Wachsamkeit zu entziehen, mein feiner Patron,“ fuhr dieser fort: „aber weit gefehlt! Ihr seyd der Bürger Erneval, Ihr habt die Bür-

gerinn Parthenai verborgen gehalten und, als sie unserer List dennoch in's Netz lief, Euch ihrer Arretirung mit gewaffneter Hand widersetzt und dabey einen Polizeydiener schwer verwundet; noch mehr: Ihr hägt die sträfliche Absicht, sie abermahls den Händen der Gerechtigkeit zu entreißen und mit ihr zu entfliehen. Zweifelt ihr nun noch an meiner Allwissenheit?"

Eduard glaubte in die Erde sinken zu müssen, vergebens suchte er seine Verlegenheit zu verbergen und einige Worte hervor zu stammeln. — „Bemüht Euch nicht," unterbrach ihn Dumont: „Ihr dreht mir keine Nase mehr! Doch, um Euch die Mühe zu ersparen, Euch noch ein Mahl in das Hospital zu bemühen, will ich Euch nur vertrauen, daß es mit dem Fluchtanschlag Eures Gehülfen Gauvin nichts ist; denn der Bürger, dem das Haus gehört, worin er sich und Euer Liebchen verstecken wollte, ist einer meiner Vertrauten. Seht Ihr nun wohl ein, daß Eure und Eures Freundes Freyheit in meiner Hand ist? — Doch" — setzte er nach einer kleinen Pause, in welcher er sich sorgfältig umsah, ob ihn Niemand behorche, mit leiser Stimme hinzu: — „ich will Euch einen bessern Vorschlag thun. Aufrichtig gestanden: Euer ganzes Wesen gefällt mir, die Art, mit welcher Ihr Leben und Freyheit für Euer Mädchen in

die Schanze schlaget, interessirt mich, der Seltenheit wegen; denn ich muß Euch sagen: wenn ich so in Romanen und Komödien die heldenmüthigen Opfer der Verliebten las, so schüttelte ich immer ungläubig den Kopf, weil ich dergleichen im wirklichen Leben nicht für möglich hielt; Ihr seyd der Erste, der mich vom Gegentheil überführt und das hat Euch meine Zuneigung gewonnen, denn Unsereins hat zu Zeiten auch ein Herz! deßhalb seht Ihr mich bereit, Euch beyzustehen — nota bene — wenn Ihr im Stande seyd, ein tüchtiges Stück Geld daran zu wenden."

Eduard glaubte die Stimme eines Engels zu vernehmen. — Fordert! rief er entzückt: was in meinen Kräften steht —

„Ja seht," fuhr Dumont langsam fort: „Euere und Eueres Vertrauten Verhaftung und die Entdeckung des Complottes könnte mir leicht hundert Louisd'ors eintragen, auch muß ich, um meine Absicht zu erreichen, hier und da ein Sümmchen springen lassen — das Alles soll mich aber nicht hindern, die Geliebte zu befreyen und Euere sichere Flucht aus Paris zu veranstalten, wenn Ihr mir tausend Louisd'ors gebt."

Von Herzen gern! schrie Eduard voll Freuden.

„Nun gut," sprach Dumont: „der Handel ist geschlossen! Ihr geht jetzt nicht mehr in das Hospital, sondern begebt Euch nach Hause und bleibt ruhig daheim, damit Ihr gleich bey der Hand seyd, wenn man Euch braucht. Bis Uebermorgen, hoffe ich, soll Alles in Ordnung seyn — und damit Ihr seht, daß ich es ehrlich meine, sollt Ihr mir das Geld nicht eher auszahlen, bis Ihr mit dem Liebchen in den Wagen steigen und die Flucht ungehindert antreten könnt."

Eduard wollte ihm vor Freuden um den Hals fallen.

„Laßt die Possen!" — sagte er abwehrend: — „Morgen hoffe ich Euch Nachricht geben zu können; bis dahin lebt wohl!" — Mit diesen Worten wandte er sich und ging in das Hospital.

Lange, nachdem er schon verschwunden war, starrte ihm Eduard noch nach, zweifelnd, ob er recht gesehen und gehört, oder ob ein gauklerischer Traum ihn getäuscht habe, endlich ermannte er sich und kehrte seine Schritte nach Hause.

Dieser und der folgende Tag schienen ihm die längsten seines Lebens; gegen Abend des zweyten pochte ein kleiner Knabe an das Hausthor. Eduard eilte voll Erwartung selbst hinab und erhielt von dem Kleinen, nachdem er auf dessen Frage: ob er der Bürger Erneval sey? mit: Ja, ge-

antwortet hatte, einen wohlversiegelten Zettel ohne Aufschrift. Hastig erbrach er die Siegel und las: „Alles geht gut. Ihr müßt noch diesen Abend „einen leichten Reisewagen mit zwey jungen, ra„schen Pferden kaufen, die Ihr selbst kutschiren „könnt; mit diesen haltet morgen früh um sechs „Uhr in der Nähe des Kirchhofes in der Straße „St. Jaques, dort sollt Ihr das Weitere erfahren. „Vergeßt nicht, Euch mit dem nöthigen Gelde zu „versehen! Der bewußte Portier." — Eduard las den Zettel mehrere Mahle, bedeckte ihn mit Küssen und kniete endlich vom Dankgefühl für den weisen Lenker unseres Schicksals durchdrungen, nieder, und ergoß seine Empfindungen in einem inbrünstigen Gebethe.

Sich auf den schlimmsten Fall vorsehend, war Eduard in der letzten Zeit bemüht gewesen, seine Capitale, so viel es sich ohne Aufsehen zu erregen, thun ließ, einzuziehen und in Gold umzusetzen; so sah er sich in dem Besitz von achttausend Louisd'ors, den Werth seiner Kostbarkeiten nicht mit eingerechnet. Wagen und Pferde, wie er sie brauchte, waren, da er keinen Preis scheutete, bald angeschafft; eben so schnell die übrigen Vorkehrungen zur Flucht getroffen.

Schon um fünf Uhr des werdenden Tages befand er sich an dem bestimmten Orte. Den Wagen

verbarg er hinter eine Baumgruppe und harrte mit Ungeduld der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich nach sechs Uhr sah er einen Leichenwagen ankommen, ihm voran schritt Dumont, Gauvin hinter ihm.

Eine entsetzliche Ahnung stieg in Eduard's Seele auf. Sollte der Treulose meiner spotten? sprach er bey sich selbst — sollte das Maß meiner Leiden noch nicht voll seyn und ich — furchtbarer Gedanke! — die Geliebte als Leiche wiederfinden!?

Indessen hatte sich der Zug genähert und lenkte in das Thor des Kirchhofes. Zitternd folgte Eduard. An einem offenen Grabe hielt der Leichenwagen und ein Sarg ward herausgehoben, worauf jener unverzüglich den Rückweg antrat. Mit Mühe hielt Eduard an sich, um nicht laut aufzuschreyen. Eben wollte der Todtengräber mit Gauvins Hülfe den Sarg in die Grube senken — „Halt!" rief Dumont plötzlich," vorher die Ocular-Inspection! Doch," setzte er hinzu, als der Todtengräber den Sarg öffnen wollte, „es ist heute ein frischer Morgen, ein Glas Wein kann bey solch einem Geschäfte nicht schaden. Da, Meister Martin, habt ihr Geld, hohlt uns eine Flasche Wein, indessen wollen ich und der Krankenwärter die Leiche besehen; aber weilt nicht lange,

mich dürstet.“ — Der Todtengräber nahm das Geld und ging.

Kaum hatte er den Kirchhof verlassen, als Eduard, seiner nicht mehr mächtig, mit den Worten herzustürzte: „Um Gotteswillen! Was soll das bedeuten?“ — „Nur ruhig!“ rief Dumont, indem er den Deckel des Sarges zurück schlug, — mit einem Schrey prallte Eduard rückwärts, denn er sah — Stephaniens Leiche! „Verliert doch die Fassung nicht!“ — sprach Gauvin, trat zum Sarge und zog ein kleines Fläschen hervor, welches er der vermeinten Leiche unter die Nase hielt. Nach einigen Augenblicken bewegte sich Stephanie, schlug die Augen auf und richtete sich empor. „Wir haben keinen Augenblick zu verlieren!“ versetzte Dumont hastig. „Wo ist das Geld!“ fragte er den erstaunten Eduard, der die Wiedererstandene in den Armen hielt; mechanisch griff dieser in die Tasche und reichte ihm die Rolle. „So ist's recht!“ fuhr Dumont fort: „redlicher Dienst will redlichen Lohn! doch nun fort, fort, ehe der Todtengräber zurück kommt. Verbergt das Fräulein in Euern Wagen, bis ich und Gauvin den Sarg in das Grab gesenkt haben, dann wird er Euch folgen.“

Eduard schlug seinen Mantel um die Ge-

liebte, führte sie zu dem Wagen und ergriff die Leitseile, zur Abfahrt bereit.

Indessen thaten Dumont und Gauvin wie ersterer gesagt hatte. Der leere Sarg war bereits in die Grube hinabgelassen, als der Todtengräber mit dem Wein zurück kam. „Ey, ey! Ihr greift mir in's Handwerk," rief der Kommende scherzend. — „Warum sollen wir die Zeit verlieren?" entgegnete Dumont: „wir haben noch mehr zu thun." Dabey schenkte er dem Todtengräber ein Glas Wein ein, das dieser mit einem Zug leerte. „Hat's geschmeckt?" sagte Dumont und trank auch ein Glas." Nun macht, daß wir fertig werden." — „Soll bald geschehen seyn!" antwortete Meister Martin und warf behende Erdschollen in das Grab. — „Wir haben unsere Pflicht gethan!" sprach Dumont, nachdem die Grube mit Erde gefüllt war: „Lebt wohl, Meister Martin!" — Somit schritten er und Gauvin zur Kirchhofthüre hinaus.

Vor der Pforte drückte Gauvin dem Scheidenden die Hand, dieser eilte zur Baumgruppe — und dahin flog der Wagen auf der Straße nach der Vendee, die damahls noch im Aufruhr gegen das Directorium begriffen war.

Unterweges erfuhr Eduard wie der schlaue Dumont den ganzen Plan ersonnen und ausge-

führt hatte. Mittelst eines Schlaftrunkes mußte Stephanie die Rolle der Todten spielen, Dumont selbst hatte sich seit einigen Tagen den Dienst im Hospitale zu verschaffen gewußt — es mußte nähmlich jedes Mahl, wenn ein Gefangener starb, ein Polizeybeamter die Leiche begleiten, um sich durch den Augenschein von dem wirklichen Tode und der vollzogenen Beerdigung zu überzeugen — und so gelang das kühne Unternehmen. Auch mit den nöthigen Reisepässen hatte der Vorsichtige die Flüchtlinge zu versehen gewußt.

Bald stießen unsere Reisenden auf die Vorposten der aufrührischen Vendeer. Gauvin gab sich zu erkennen und ward freudig aufgenommen. In dem Wohnorte des würdigen Priesters kaufte sich Eduard an und verlebte mit seiner Stephanie deren Hand der edelmüthige Gauvin am Altare in die seinige zu legen die Freude hatte, selige Tage, bis eine mildere Sonne über das unglückliche Frankreich aufging und ihm erlaubt ward, seine Güter ohne Gefahr wieder in Besitz nehmen zu dürfen.

führt hatte. Mittelst eines Schlaftrunkes mußte Stephanie die Rolle der Todten spielen. Dusmont selbst hatte sich seit einigen Tagen den Dienst im Hospitale zu verschaffen gewußt, — es mußte nähmlich jedes Mahl, wenn ein Gefangener starb, ein Polizeybeamter die Leiche begleiten, um sich durch den Augenschein von dem wirklichen Tode und der vollzogenen Beerdigung zu überzeugen — und so gelang das kühne Unternehmen. Auch mit den nöthigen Reisepässen hatte der Vorsichtige die Flüchtlinge zu versehen gewußt.

Bald flogen unsere Reisenden auf die Vorposten der aufrührischen Vendeer. Dumain gab sich zu erkennen und ward freudig aufgenommen. In dem Wohnorte des würdigen Priesters kaufte sich Eduard an und verlebte mit seiner Stephanie, deren Hand der edelmüthige Dumain am Altare in die seinige zu legen die Freude hatte, selige Tage, bis eine mildere Sonne über das unglückliche Frankreich aufging und ihm erlaubte nun seine Güter ohne Gefahr wieder in Besitz nehmen zu dürfen.

Der Eid am Sterbebette.

Der junge Baron Heiding war der letzte männliche Sprößling einer sehr alten und sehr reichen Familie, die mit ihm auch auszusterben drohte, denn Heiding liebte die Tochter des Generals von Sillburg, die seine Gefühle erwiederte, allein, da ihm der General ihre Hand, aus verjährten Haß gegen seinen verstorbenen Vater, abschlug, schwur er unverehlicht zu bleiben. Der Baron hatte keinen Verwandten, als eine fünfzigjährige Tante, Brigitte von Heiding, welcher nach seinem Tode die beträchtlichen Güter anheimfielen. Der siebenjährige Krieg brach aus, General Sillburg folgte den Fahnen Theresiens, und blieb in der Schlacht bey Prag.

Nun ward die reitzende Emilie Herrinn ihres Willens. Nach verflossenem Trauerjahre, reichte sie dem Geliebten die Hand, und genoß in seinen Armen die Seligkeit einer glücklichen Ehe. Aber schon nach einigen Monathen kränkelte sie; das Uebel nahm überhand, und drohte gefährlich

zu werden. Der zärtliche Gatte säumte nicht, die berühmtesten Aerzte zu Rathe zu ziehen; kein Mittel blieb unversucht, allein keines vermochte zu helfen, die Krankheit ward immer bedenklicher, die Aerzte schüttelten besorgt die Köpfe, und gaben endlich alle Hoffnung auf. Der Baron war außer sich, Tag und Nacht wich er nicht vom Krankenbette der geliebten Gattinn, welche die Herannäherung ihres Todes fühlte. — Schon in den Flitter-Wochen ihrer Ehe hatte Emilie mehrere Mahle geäußert, wie schrecklich ihr der Gedanke sey, daß er, wenn sie das Schicksal etwa von seiner Seite risse, einer Andern die Hand reichen könnte. Der Baron scherzte über die Aeußerung, als eine unwahrscheinliche Sache. Jetzt auf ihrem Krankenbette kehrte ihre Besorgniß um so mehr zurück. Vergebens gelobte der Baron in seinem unendlichen Schmerze, sich nie wieder zu verehlichen, wenn ihn das harte Los treffen sollte, sie zu verlieren; allein dieß beruhigte sie nicht; schwere Seufzer entquollen ihrer gepreßten Brust, und wenn sie Heiding um die Ursache befragte, äußerte sie abermahls jene Besorgniß, welche durch seine Versicherungen zu verbannen er sich fruchtlos mühte. Indeß verschlimmerte sich Emiliens Zustand immer mehr, und die Aerzte prophezeihten ihre nahe Auflösung. Verzweifelnd saß in

einer stürmischen Nacht der trostlose Gatte am Sterbebette der Geliebten. Fürchterlich heulte der Sturm, wüthend peitschte der Regen die hohen Bogenfenster des Schlosses. Die Kranke schlummerte, ängstlich horchte der Baron auf ihre Athemzüge, da öffnete sie gegen Mitternacht die matten Augen, reichte ihrem Manne die vom kaltem Schweiß triefende Hand, und sprach mit gebrochener Stimme: „Meine Stunde schlägt, ich muß Dich verlassen; willst Du, daß ich ruhig scheide, so gelobe mir, Dich nie mit einer Andern zu vermählen.“ Schluchzend befolgte Heiding ihr Begehren. „Damit bin ich nicht beruhigt,“ entgegnete die Sterbende, „Du mußt es mir schwören.“ Hastig griff sie nach einem Kruzifix, daß auf einem nahen Tische stand, hielt es ihm hin, und stammelte mit sterbenden Lauten: „Schwöre es bey unser'm Heiland!“ Ich schwöre, rief der Baron, indem er die Finger auf das Kreuz legte. Da seufzte die Sterbende, sank zurück, und — war nicht mehr. In diesem Augenblicke schlug die Schloß-Uhr Zwölf. —

Gränzenlos war der Schmerz des armen Barons, er warf sich über die Leiche, als wollte er sie durch seine heißen Küsse in's Leben zurück bringen. Vergebens suchte ihn sein Kammerdiener Paul, welcher der einzige Zeuge dieser Scene war,

aufzurichten; er mußte Leute herbey rufen, und nur mit Mühe konnte man den Verzweifelnden von der Entseelten trennen. Nichts vermochte ihn über seinen großen Verlust zu trösten, eine dumpfe Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt, und ließ für seine Gesundheit besorgen. Seine Freunde besuchten ihn auf dem Gute, sein trauriger Zustand ging Jedem, der ihn sah, zu Herzen; Zerstreuung schien das einzige Mittel, seinen tiefen Kummer zu mildern. Darum sprachen sie ihm vereint so lange zu, bis er sich entschloß, ihnen in die Residenz zu folgen. Der Strudel von Vergnügungen, in welche man ihn dort zu ziehen bemüht war, wirkte wohlthätig auf sein Gemüth; schon war es gelungen, daß er den Festen, welche man ihm gab, mit Theilnahme beywohnte, daß er in fröhlichen Kreisen seines Kummers vergaß; nur wenn er allein war, kehrte seine Schwermuth wieder. „Er muß wieder heirathen," sagte einer seiner Freunde, „nur in den Armen einer zweyten Frau kann er Ersatz und Vergessen seines Verlustes finden." Dieser Vorschlag fand Beyfall, und man beschloß, Alles anzuwenden, um den trauernden Wittwer eine Frau zu schaffen. Unter den jungen Damen der Residenz zeichnete sich die Gräfinn Kleeburg durch Schönheit und Geist vortheilhaft aus; auf sie richteten Heiding's Freunde ihr Augenmerk.

In allen Gesellschaften, bey allen Bällen und Festlichkeiten wußte man es so zu karten, daß die Gräfinn Heiding's Dame ward. Der gute Baron blieb nicht gleichgültig gegen die Reitze der schönen Gräfinn, um so mehr, da diese den hübschen Wittwer lieb gewonnen, und Alles aufboth ihm zu gefallen. Die Freunde bemerkten triumphirend die Neigung des Barons; mit Ungeduld warteten sie auf seine Erklärung, aber zu ihrer größten Verwunderung blieb sie aus. Man setzte ihn über sein sonderbares Betragen zur Rede, und wunderte sich noch mehr, als er erklärte, er werde nie wieder heirathen. Lange drang man vergebens in ihn, die Gründe zu nennen, die ihn zu einem so sonderbaren Entschlusse bewogen. Endlich entdeckte Heiding, was er seiner Gattinn auf dem Sterbebette zugeschworen hatte. Die Freunde spotteten seiner Bedenklichkeiten, nannten das Verlangen der Verblichenen eine Grille, suchten die Ungültigkeit eines solchen Schwurs dadurch zu beweisen: Die Verstorbene sey beruhigt aus der Welt gegangen; nun werd' es ihr gewiß gleichgültig seyn, ob er jenes sonderbare Gelübde erfülle oder nicht; er sey noch jung, ohne Erben, ihm gebiethe daher die Pflicht, seinen Stamm fortzupflanzen. — Mit diese und ähnlichen Gründen setzten sie dem guten Baron so lange zu, bis er in

seinem Entschlusse zu wanken anfing, und ihn endlich ganz aufgab. Kurz, Heiding warb um die Gräfinn Kleeburg, erhielt das Jawort, und reis'te auf sein Gut, um Anstalt zur Vermählung zu treffen.

Sonderbar war Heiding zu Muthe, als er die Gemächer betrat, in denen er einst im Arme seiner, ihm zu früh entrissenen Emilie so glücklich war; jeder Gegenstand erinnerte ihn an die Verstorbene und an seinen Schwur. Daß diese Erinnerung ihn beunruhigte, ist begreiflich. Die Nacht fand ihn schlaflos auf seinem Lager; in Zweifel versunken, wälzte er sich auf den seidenen Kissen, der Mond warf sein blasses Licht durch die Bogenfenster, eine Todtenstille herrschte rings umher, da störte ihn ein Geräusch aus seinen Träumereyen. Als er aufblickte, sah er eine verhüllte weibliche Gestalt an seinem Bette vorüber schweben, und deutlich vernahm er die Worte: „Gedenke deines Schwurs!" — Eiskalt überlief es ihn, und seine Sinne schwanden. Als er sich wieder erhohlt hatte, war die Erscheinung verschwunden, und die vorige Stille umgab ihn. Er sprang zur Thür, und da er sie verschlossen, auch sonst keine Spur im Zimmer fand, glaubte er, seine erhitzte Phantasie habe ihn getäuscht. Spät schlief er ein, und als er am Morgen erwachte, und Alles im Gema-

che so fand, wie am Abend zuvor, ward er in jener Meinung bestärkt, und ging beruhigt an seine Geschäfte. Gegen Mittag wurde ihm seine sämmtliche Dienerschaft vorgestellt. Unter ihnen befand sich Paul, sein ehemahliger Kammerdiener, den er nach dem Tode seiner Gattinn zum Kastellan des Schlosses ernannt hatte. Als sie nach empfangenen Befehlen abtreten sollten, bath Paul um eine Unterredung unter vier Augen; sie ward ihm bewilligt, und nachdem die Uebrigen sich entfernt hatten, begann Paul: „Gnädiger Herr, ich halte es für meine Pflicht, Sie von einer seltsamen Begebenheit zu benachrichtigen. Schon seit einigen Abenden hörte ich in der Familien-Gruft, wo Ihre gnädige Gemahlin beygesetzt ward, ein leises Wimmern und Aechzen. Ich habe es bisher Niemand entdeckt, weil ich die Sache nicht eher laut werden lassen wollte, bis ich Euer Gnaden Bericht davon erstattet hätte.“ Diese Nachricht ergriff den Baron gewaltig; allein er verbarg seine Unruhe, so gut er konnte, und nannte Paul einen Träumer; als dieser jedoch fest auf seiner Aussage bestand, befahl er ihm, den kommenden Abend zu lauschen, ob sich das Wimmern wieder hören lasse; wäre das der Fall, so möchte er es ihm sogleich melden, dann wolle er sich selbst überzeugen. Vor der Hand solle aber die Sache vor Jedermann

ein Geheimniß bleiben. Paul versprach pünktlich Folge zu leisten, und ließ den Baron in großer Unruhe. Vergebens bestritt seine Vernunft Pauls Bericht. Die Erscheinung der vergangenen Nacht, und der gegebene Schwur, fielen schwer auf sein Herz. Mit ängstlicher Besorgniß sah er den Abend entgegen. Kaum war es dunkel geworden und der Mond aufgegangen, als Paul verstört in sein Zimmer trat und ihm meldete, daß das Aechzen und Wehklagen sich schon wieder, und zwar deutlicher, als bisher, vernehmen lasse. Dem Baron ward nicht wohl zu Muthe, allein er hatte fest beschlossen, sich Ueberzeugung zu verschaffen. Darum befahl er Paul den Schlüssel des Erbbegräbnisses zu hohlen, und als dieser erklärte, er habe ihn zur Fürsorge bereits zu sich gesteckt, hüllte er sich in einen Mantel und geboth Paul, ihm zu folgen. Kaum hatten sie den Kirchhof betreten, als dem Baron aus der Halle der Familien-Gruft Klagetöne entgegen schalten, die immer vernehmlicher wurden, je näher sie dem Gewölbe kamen. Betroffen stand Heiding still; allein die Hoffnung, daß vielleicht eine ganz natürliche Ursache hier zum Grunde liegen könnte, erhob seinen Muth. Rasch schritt er der Thür des Begräbnisses zu, riß dem zitternden Paul den Schlüssel aus der Hand, öffnete die Pforte, stieg, obgleich mit schwanken-

den Knien, die Stuffen hinab, und leuchtete mit der Laterne, die Paul trug, nach der Stelle, wo der Sarg seiner Gattinn stand, und von wannen das Aechzen herzukommen schien; aber wie ward ihm, als er den Deckel abgeworfen, und die Verstorbene im Sarge mit zerstreutem Haar und stierem Auge, im Sterbekleide, ganz so wie er sie das letzte Mahl gesehen, erblickte. Mit einem lauten Angstgeschrey bebte er zurück, und hielt sich mühsam an einem Pfeiler aufrecht. Da richtete sich die Leiche langsam empor, und rief ihm mit dumpfen Tone zu: „Meineidiger, so erfüllst Du Dein Gelübde? Wehe, wehe Dir, wenn Du den Schwur brichst, dessen Zeuge der Gekreuzigte war!" Mehr vernahm er nicht, seine Sinne schwanden, er sank ohnmächtig nieder. — Als er wieder zu sich kam, befand er sich auf seinem Bette, von Domestiken umgeben. Es war heller Tag. Er befahl den Uebrigen, sich zu entfernen, nur Paul mußte bleiben. Aengstlich befragte er diesen, was er in der Gruft gesehen. Paul wiederhohlte ihm eine treue Erzählung des Auftritts, den er erlebt hatte, und fügte noch hinzu: Da der Baron ohnmächtig niedergesunken sey, habe er Herz gefaßt, ihn auf seine Schultern geladen, und aus der Gruft getragen. — Von nun an sprach der Baron kein Wort mehr; in düsteres Schweigen versunken,

starrte er vor sich hin, und schon am folgenden Tage äußerten sich Spuren von Wahnsinn. Immer glaubte er den Geist der Verstorbenen zu sehen. Aerzte wurden herbey gehohlt; vergebens erschöpften sie ihre Kunst, der Baron war und blieb wahnsinnig. In einem unbewachten Augenblicke öffnete er ein Fenster seines Gemachs, sprang hinunter, und fand in den Wellen der vorüberfließenden Donau sein Grab. —

Nach dem traurigen Ende des Unglücklichen nahm seine Tante, als einzige Erbinn, Besitz von den bedeutenden Gütern. Schwer seufzten die Unterthanen unter dem eisernen Scepter dieser geitzigen Megäre, bis nach einigen Jahren der Tod sie von ihrer Peinigerinn erlöste. Auf ihrem Sterbebette ließ sie den Pfarrer des Ortes zu sich kommen, und entdeckte ihm, von Gewissensangst gefoltert, ihr Verbrechen.

Tante Brigitte war von Jugend auf in hohem Grade habsüchtig und geitzig; diese Laster wuchsen mit den Jahren. Sie hatte sich nicht vermählt, weil sie keinen Mann von gleichen Gesinnungen und gleichem Reichthume finden konnte. Mit allen Wucherern der Stadt stand sie im Verkehr, sie lieh auf Pfänder und gegen hohe Zinsen; so mehrte sich ihr Reichthum, aber nicht ihre Zufriedenheit. Der Habsucht nimmersatter Hunger

stachelte sie unablässig. Voll Neid sah sie auf die reichen Besitzungen ihres Neffen, und dankte Gott in ihrem Gebethe, als sie hörte, daß Heiding beschlossen hatte, unverehlicht zu bleiben; nun leuchtete ihr ja die schönste Hoffnung, ihn einst zu beerben. Denn obgleich sie schon fünfzig und der Baron erst fünf und zwanzig Jahre zählte, so glaubte sie dennoch fest, ihn zu überleben. Um so größer war daher ihre Verzweiflung, als der Tod des Generals und die spätere Vermählung Heidings ihre süßeste Hoffnung vereitelte.

Das neidische Geschick verfluchend ward sie nicht eher ruhig, als bis sie Kunde von der Krankheit Emilien's erhielt. Nun lebte sie von Neuem auf. Paul, der Kammerdiener ihres Neffen, ward bestochen, und gab ihr täglich Kunde von dem Befinden des Barons. Mit hoher Freude erfüllte sie die Nachricht, daß die Krankheit immer bedenklicher werde; selig machte sie der Ausspruch der Aerzte, die alle Hoffnung aufgegeben hatten, und als sie endlich gar erfuhr, die Baroninn sey gestorben, und habe dem Baron auf dem Sterbebette den Eid abgefordert, unverehlicht zu bleiben, da kannte ihre Freude keine Gränzen. Sie besuchte nach Jahren zum ersten Mahl ihren Neffen wieder. Mit heuchlerischer Miene sprach sie ihm Trost zu, freute sich aber im Herzen des tie-

fen Kummers, der an seiner Lebenskraft nagte. Von nun an sah sie sich schon im Geiste als Besitzerinn des großen Heiding'schen Vermögens, denn ihr fiel ja nach dem Tode des Barons Alles anheim, und sein tiefer Schmerz machte seinen Tod wahrscheinlich. Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel traf sie die Bothschaft von des Barons Wiedervermählung. Sie schäumte Wuth und Rache. Als sich aber der Sturm gelegt hatte, sann sie darauf, diese verhaßte Verbindung zu hintertreiben. Lange marterte sie sich vergebens. Da zeigte ihr der Zufall das schrecklichste, aber auch das wirksamste Mittel, ihren Zweck zu erreichen.

Eines Tages ging sie um die Thore der Stadt, in tiefen Gedanken versunken. Ein armes Mädchen sprach sie um ein Almosen an. Schon wollte Sie ihrem Aerger über das heillose Bettelpak in einem Strome von Schimpfworten Luft machen, als sie die Bettlerinn in's Auge faßte. Erschrocken sprang sie zurück, denn vor ihr stand die verstorbene Baroninn Heiding wie sie leibte und lebte; es war ihr Gesicht, ihr Haar, ihr Wuchs, nur die Kleidung war die eines armen Mädchens. Zitternd fragte Tante Brigitte die Bettlerinn nach ihrem Nahmen und ihrer Herkunft.

Das Mädchen erzählte: Sie sey die Tochter einer alten siebenzigjährigen Witwe, welche seit

Monathen krank darnieder liege, sie sey selbst erst von einer schweren Krankheit genesen, und der zurückgebliebenen Schwäche wegen noch nicht im Stande etwas zu verdienen. Sie und ihre arme Mutter müßten Hungers sterben, wenn sich mildthätige Menschen ihrer nicht erbarmten. — Tante Brigitte jubelte nach dieser Erzählung laut auf, denn sie hatte das Mittel gefunden, welches sie so lange vergebens gesucht. Durch eine Summe Geldes ward das Mädchen verblendet, die Rolle des Geistes der Baroninn im Schlafzimmer und in der Gruft zu spielen. Paul, der schon früher der Kundschafter der Tante, und auch jetzt durch eine lebenslängliche Rente von ihr gewonnen war, both hülfreiche Hand; die Ankunft des Barons auf dem Gute kam erwünscht, und so ward der arme Heiding ein Opfer der schändlichsten Habsucht.

Nachbarin krank darnieder liege; sie sey selbst erst von einer schweren Krankheit genesen, und der zurückgebliebenen Schwäche wegen noch nicht im Stande etwas zu verdienen. Sie und ihre arme Mutter müßten Hungers sterben, wenn sich mitleidige Menschen ihrer nicht erbarmten. — Tante Brigitte jubelte nach dieser Erzählung laut auf; denn sie hatte das Mittel gefunden, welches sie so lange vergebens gesucht. Durch eine Summe Geldes ward das Mädchen verleitet, die Rolle des Geistes der Baronin im Schlafzimmer und in der Gruft zu spielen. Hans, der schon früher der Kundschafter der Tante, und auch jetzt durch eine lebenslängliche Rente von ihr gewonnen war, bot hülfreiche Hand, die Ankunft des Barons auf dem Schlosse kund machte, und so ward der arme Herr Georg ein Opfer der schändlichsten Habsucht.

Das
Erdbeben von Lima.

Im Pallaste des Don Pedro de Rocca war ein glänzendes Fest, denn der Herr des Hauses feyerte seine Verlobung mit Maria Fuentes mit all' der Pracht, welche dem wohlhabendsten Einwohner des schätzereichen Lima, der Hauptstadt des golderzeugenden Peru, zu Gebothe stand. Hatten bis jetzt die Kaufleute und Geschäftsmänner den glücklichen Don Pedro seiner großen Reichthümer wegen beneidet, so beneideten ihn nun die Jünglinge nicht minder der engelschönen Braut wegen; nur die Damen rümpften die Nasen und meinten, er hätte wohl aus ihrer Mitte eine würdigere Wahl treffen und das Aergerniß einer Mißheirath vermeiden können; denn Don Pedro war nicht allein aus einem sehr alten, sondern auch sehr reichen Hause entsprossen; indessen die Mutter der — was man leider nicht abläugnen konnte, — nur zu reitzenden Braut, die arme Witwe eines Schiff-Schreibers war, die sich bis jetzt durch ihrer Hände Arbeit kümmerlich ernähren mußte.

Auch konnte man Pedro in der That beneiden, denn das Glück schien ihn zu seinem Liebling auserkoren zu haben. In Sevilla von reichen Aeltern geboren, lebte er das Leben eines Weisen; und that sich auf seine Gleichmüthigkeit, die er als Folge seiner Lebensphilosophie ansah, nicht wenig zu gut. Ein steinreicher Onkel in Peru starb und setzte ihn zum Universalerben ein. Obgleich Pedro, als ein echter Philosoph, zeitliche Güter nur in so ferne achtete, als sie Mittel zum Zwecke biethen, so war es ihm doch nicht unlieb, sein bedeutendes Vermögen vervierfacht zu sehen. Er reiste nach Lima, um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen und dann nach Sevilla zurückzukehren. — Allein, das Schicksal wollte es anders!

Eines Morgens, als er seiner Gewohnheit gemäß, nach vollendeter Frühmesse, die Kirche verlassen wollte und an den Taufstein trat, um Weihwasser zu nehmen, näherten sich zwey Damen in derselben Absicht. Den Gesetzen der feinen Lebensart gehorchend, säumte Pedro um so weniger, den Damen das geweihte Wasser darzureichen, da die ätherische Gestalt der Einen von ihnen seine Aufmerksamkeit in hohem Grade gefesselt hatte; als sie aber den Schleyer zurück schlug, um sich mit dem empfangenen Weihwasser zu besprengen und der Überraschte in ein himmlisches

Gesicht, in den Reitzen der frischesten Jugend prangend, von einem feurigen Augenpaar belebt, blickte, da war es um die Ruhe unsers Weisen geschehen!

Bald hatte er erkundet, daß die holde Erscheinung, welche seiner hochgepriesenen Gemüthsruhe den Krieg auf eine so gefährliche Weise ankündigte, die Tochter der Witwe Fuentes sey, und leicht ward es dem reichen Manne, Eintritt in das Haus der armen Witwe zu erhalten, die sich und ihre Tochter durch einen kleinen Handel mit Putzwaaren mühselig ernährte.

Von armen aber ehrlichen Aeltern in Venedig geboren, verliebte sich Laura, so hieß Maria's Mutter, kaum achtzehn Jahre alt, in einen jungen Handlungsdiener, der ein Spanier von Geburt war und sich Fuentes nannte, und wünschte ihn zu ehelichen. Die klugen Aeltern widersetzten sich einer Heirath, welche das Unglück ihrer einzigen Tochter nothwendig herbey führen mußte; doch diese, von Leidenschaft verblendet, entfloh mit dem Geliebten auf ein spanisches Schiff, das in die neue Welt zu segeln im Begriff stand. Der Capitain desselben stellte Fuentes als Schiffschreiber an und ließ ihn durch den Schiffprediger mit der Geliebten trauen. Mit der Aussicht auf leicht zu gewinnende Reichthümer kamen die

Ueberglücklichen in Peru an; fanden sich aber leider in ihren Hoffnungen getäuscht. Fuentes sah sich gezwungen, seine hochschwangere Gattinn mit wenigem Gelde in Lima zurückzulassen und sich wieder zur See zu begeben, um den nöthigen Unterhalt zu erwerben. Einige Mahl erhielt die verlassene Laura Briefe und etwas Geld von dem geliebten Gatten, aber bald blieb Beydes aus. Nach mehreren Monathen erfuhr sie endlich, daß er sie schändlich vergessen und verrathen habe, indem er mit der Witwe seines ehemahligen Capitains in einem unerlaubten Einverständnisse lebe. Die Strafe folgte jedoch dem Treulosen auf dem Fuße; denn bey seiner nächsten Fahrt nach dem Cap-Horn scheiterte das Schiff und er fand mit seiner ganzen Equipage den Tod in den Wellen.

Diese Nachricht erhielt Laura kurz nach ihrer Niederkunft mit Maria. Da schwur die Erregte einen heiligen Eid, ihre Tochter vor jeder übereilten, auf Leidenschaft gegründeten Verbindung zu bewahren, sie von Jugend auf an blinden Gehorsam zu gewöhnen und ihre mütterliche Einwilligung nur dann zu geben, wenn sich ein Freyer fände, der ihr mit seiner Hand eine anständige gesicherte Versorgung biethen könnte. Frühzeitig gewöhnte sie, diesem Entschlusse gemäß, ihre Tochter daran, jeden, auch den geheimsten Ge-

danken ihrer Mutter mitzutheilen, die Befehle derselben heilig zu achten und ihnen unbedingt Folge zu leisten.

Ein Kind der Unschuld und Natur reifte die holde Maria zur reitzenden Jungfrau heran. Sorgfältig bewahrte die kluge Mutter ihr engelreines Gemüth vor jedem gefährlichen Eindruck. So war sie sechszehn Jahre alt geworden, ohne eine andere Freude zu kennen, als ihr kleines Gärtchen, in dem sie ihre Blumen nach vollbrachtem Tagwerk emsig pflegte. Dieser kleine Raum umschloß alle ihre Wünsche; die Zufriedenheit ihrer Mutter war das einzige Ziel, nach dem die gute Tochter strebte, diese zu erlangen, scheute sie nicht Arbeit, nicht Entsagung. Durch Maria's Fleiß und Geschmack hatte sich der Putzhandel merklich verbessert und Laura sah sich wenigstens der, ihr oft recht fühlbar gewordenen Nahrungssorgen überhoben. Die sich immer lieblicher entfaltende Schönheit Maria's belebte ihre Hoffnung auf ein sorgenfreyes Alter, bestimmte sie aber auch zugleich, das reitzende Mädchen mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu bewachen.

Um diese Zeit führte der Zufall Mutter und Tochter mit unserem Don Pedro zusammen, damit die siegende Schönheit der letztern, durch ei-

nen einzigen Blick ein Herz bezwinge, welches der Liebe so lange zu trotzen sich erkühnte.

Pedro besuchte die Witwe Fuentes anfänglich unter dem Vorwande, verschiedene Artikel ihrer kleinen Handlung zu bedürfen, die wahre Ursache seines Besuches blieb jedoch dem forschenden Auge der Mutter nicht verborgen; da sie aber auf eingezogene Erkundigung, nichts als Gutes von ihm hörte, er selbst seine redlichen Absichten auf Maria's Hand später deutlich äußerte, so empfing sie ihn mit zuvorkommender Artigkeit und suchte die Aufmerksamkeit der unbefangenen Tochter auf den stattlichen und, was ihr mehr galt, reichen Mann zu lenken.

Maria's Herz, das bis jetzt noch kein anderes Gefühl kannte, als das der kindlichen Liebe für ihre Mutter, ließ diese gewähren. Die Bewerbung des, obgleich nicht mehr jungen, doch noch kräftigen Mannes, schmeichelte ihr, die Aussicht auf ein glänzendes Leben, und vor Allem der Gedanke, die letzten Tage ihrer Mutter versüßen zu können, ließen sie keinen Augenblick anstehen, ihr Jawort zu geben, als Pedro um ihre Hand warb.

Vier Wochen nach jener feyerlichen Verlobung, wovon am Eingange die Rede war, sollte die Trauung vor sich gehen; so lange wollten Laura und ihre Tochter in ihrer alten, kleinen Woh-

nung bleiben; obgleich Pedro sich erboth ihnen einen Theil seines großes Hauses einzuräumen, so bestand die kluge Frau doch darauf, erst nach vollendeter Trauung mit ihrer Tochter in sein Haus zu ziehen.

Laura's Häuschen stieß hinten an eine Allee, jenseits von einem Flusse begränzt. Oft und gern verweilte Maria an den Fenster ihres Schlafgemaches, welches die Aussicht dahin hatte. Einige Tage nach ihrer Verlobung stand sie auch da, in Gedanken versunken, das schöne Köpfchen auf die schöne Hand stützend, als sie durch das Traben eines Pferdes in ihren Träumen gestört ward, sie blickte auf und sah — einen Jüngling, schön wie der heilige Georg auf dem Altarblatte der Kirche, welche sie täglich zu besuchen pflegte, auf einem stolzen, andalusischen Hengste die Allee herab courbettiren. Mit einem, ihr bis jetzt unbekannten Gefühle, verweilte ihr trunkenes Auge auf der reitzenden Gestalt des schönen Reiters, aber hoch erröthend schlug sie die Augen nieder, als dieser nach ihr auffsah; dessen ungeachtet war es ihr nicht entgangen, daß ihr Anblick einen nicht unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien: das bestättigte ihr auch noch sein öfteres Umsehen nach ihrem Fenster, als sie es schüchtern wagte, ihm verstohlen nachzublicken. — Mit klopfendem

Herzen und wogendem Busen starrte die Erregte dem Entschwundenen nach — da durchriß ein gellender Schrey die Luft! Aengstlich wandte Maria das Auge nach der Gegend, woher der Schrey kam, da sah sie ein Kind mit den Wellen kämpfend, im Flusse untertauchen. Es hatte am Ufer gespielt und unvorsichtiger Weise das Gleichgewicht verloren. Außer sich vor Schrecken rief Maria mit lauter Stimme um Hülfe, — siehe, da kam mit Blitzesschnelle der schöne Reiter herbey gesprengt, das Auge fragend nach der Zitternden gerichtet. Maria hatte jetzt für nichts als für die Rettung des Kindes Sinn, — Helft! Rettet! schrie sie dem schönen Jüngling zu, indem sie krampfhaft nach dem Flusse deutete, wo das auftauchende Kind eben wieder sichtbar ward und die kleinen Händchen aus den Fluthen nach Hülfe emporstreckte. Rasch sprang der Unbekannte vom Pferde, stürzte sich, von einem Schreckensruf Maria's begleitet, in den Strom, worauf er bald darauf wieder auftauchte und mit dem geretteten Kinde an's Ufer schwamm. Als er jedoch die Allee erreicht und das Kind den herbeygekommenen Aeltern übergeben hatte, sank er ohnmächtig zur Erde; gerade in dem Augenblicke, als Maria mit ihrer Mutter aus der Hinterthür ihres Hauses zu Hülfe herbey eilten. — Laura's Haus war das beste in der Nä-

he, um so weniger konnte diese dem Ansinnen der Nachbarn, den Ohnmächtigen bey sich aufzunehmen, widerstehen, so ungern sie es auch that.

Der herbeygehohlte Arzt erklärte die Ohnmacht für die Wirkung des schnellen Wechsels von Erhitzung und Erkältung, die bald und ohne schlimme Folgen vorübergehen werde. Diese Prophezeihung traf auch richtig ein. Nach einigen Minuten schlug der Jüngling sein schönes Auge auf und sein erster Blick fiel auf die ängstlich um ihn beschäftigte Maria, deren Hand er, vom Dankgefühl durchdrungen, ergriff und heftig an die Lippen drückte. — Mit Unwillen bemerkte Laura diesen leidenschaftlichen Akt einer Dankbarkeit, deren Grund sie zu errathen glaubte; ein strafbarer Blick traf die hoch erröthende Maria, welche bald darauf das Zimmer, auf Befehl der Mutter, verlassen mußte.

Der Fremde, der sich von seiner Unpäßlichkeit zu seinem größten Leidwesen nur allzuschnell erhohlt hatte, sah sich gezwungen, da er keinen Grund zum Längerbleiben finden konnte, ein Haus zu verlassen, in welchem er gern immer geblieben wäre. — Er säumte nicht, sich am folgenden Morgen wieder einzufinden, in der Hoffnung, das schöne Mädchen, das auf sein Herz einen so gewaltigen Eindruck gemacht hatte, zu sehen; allein

die kluge Mutter empfing ihm ganz allein und gab ihm deutlich zu verstehen, daß sie eine Wiederhohlung seines Besuches überflüssig finde. Es blieb also dem Armen nichts übrig, als die Allee fleißig auf und ab zu reiten, um das holde Kind wenigstens am Fenster zu sehen; auch däuchte es ihm, einige Mahle sie hinter den Gardinen des Fensters nach ihm hinschielend, erblickt zu haben, und — er hatte recht gesehen.

Der Druck seiner Hand, der feurige Kuß und mehr noch das sprechende Auge hatten in Maria's Busen eine Flamme entzündet, welche ihre Herzensruhe bedrohte. Es kam ihr vor, als wäre sie plötzlich aus einem langen Traume erwacht, und die dunkeln Gefühle, welche dann und wann ihren Busen mit unbegreiflicher Sehnsucht füllten, wurden ihr nun mit einem Mahle klar. — Mit Schrecken dachte sie jetzt an ihr gegebenes Jawort, denn sie war nun überzeugt, Pedro nie geliebt zu haben, und je mehr sie ihn mit dem schönen Unbekannten verglich, um so mehr verlor er bey ihr, und um so höher stieg ihre Angst vor dem entscheidenden Tage. Der Besuch des Fremden bey ihrer Mutter blieb ihr nicht verborgen, eben so wenig unbemerkt sein öfteres Vorbeyreiten und sein sehnsüchtiger Blick nach ihrem Fenster — Alles trug dazu bey, ihre Angst zu vermehren.

Doch acht Tage vor dem verhängnißvollen Hochzeitfeste blieb der Unbekannte plötzlich aus. So fleißig sich auch Maria am Fenster sehen ließ, so scharf auch ihr Falkenauge umher spähete — der schöne Jüngling war nirgend zu erblicken. — „Er hat dich vergessen," seufzte Maria aus gepreßter Brust, „und in den Armen einer Glücklicheren als du Entschädigung gefunden!" Eine Thräne trat dabey in ihr Auge, welcher bald ein ganzer Strom folgte. — Diese Vermuthung gab ihr indessen doch einige Beruhigung und sie konnte am Hochzeittage mit der nöthigen Fassung Don Pedro zum Altare folgen, und das entscheidende Ja, wenn auch nicht mit freyem Herzen, doch mit ziemlich fester Stimme aussprechen. Die rauschenden Freuden des Hochzeitfestes, die zuvorkommende Artigkeit ihres überseligen Gatten, und die vielen kostbaren Geschenke zerstreuten ihren Kummer und entrückten ihrem Gedächtnisse das Bild des schönen Unbekannten immer mehr.

Wir wollen unsern Blick jetzt von der Neuvermählten ab und ihrem überglücklichen Gatten zuwenden, der in einem Meer von Wonne schwamm; um jedoch unseren Lesern verständlich zu werden, müssen wir um einige Wochen zurück schreiten.

Eines Tages nach der feyerlichen Verlobung mit der holden Maria, als Pedro, um ver-

schiedene Vorkehrungen zu treffen, ausgefahren war und wieder nach Hause kehrte, meldete man ihm, daß ein Fremder ihn zu sprechen wünsche. Ohne Verzug ließ ihn Pedro kommen, und es trat ein bildschöner, ungefähr zwanzigjähriger Jüngling herein, ihm, nach einer kurzen Begrüßung, einen Brief überreichend. — Kaum hatte Pedro den Brief erbrochen und einen Blick auf die Unterschrift geworfen, als er freudig ausrief: „Von Don Luis d' Alavar, von meinem Herzensfreunde! Was macht er? Wie lebt er?"

„Er ist todt!" entgegnete der Jüngling, und eine Thräne füllte sein schönes Auge.

„Todt?!" schrie Pedro: „wie ist das möglich? Jünger als ich, hat ihn das Schicksal" —

„Abgrufen in eine bessere Welt, an die Seite meiner guten Mutter!" unterbrach ihn Alonzo, so hieß der Jüngling, und seine Thränen flossen häufiger.

Auch Pedro's Auge blieb nicht trocken, denn er hatte einen wahren Freund verloren, einen Freund, der zwey Mahl das Leben wagte, als Gefahr dem seinigen drohte. — Endlich fand er so viel Fassung, um den Brief zu lesen, der Folgendes enthielt:

„Herzens Freund!

„Mein Stündlein hat geschlagen, bald stehe

„ich vor Gott, um Rechenschaft zu geben von mei„nem Thun hienieden. — Immerhin! Ich habe ei„nen sanften Spruch aus des Ewigen Munde zu „erwarten.

„Von einem Freund, der vor Kurzem aus „Lima hierher kam, erfuhr ich: daß Du Dich jetzt „daselbst aufhältst und eines großen Vermögens „erfreuest. Ich wünsche dazu vom Herzen Glück. „Mein Los war minder glänzend, und ich muß „meinen einzigen Sohn Alonzo, ohne Zuflucht, „den Stürmen des Zufalls Preis geben! — Sey „Du ihm Vater und sorge für sein Unterkommen. „Lebe wohl und glücklich, und vergiß nicht

„Deinen bis in den Tod treuen Freund
Luis d' Alavar."

„Ich dich vergessen treue Seele?" rief Pedro: „Nimmermehr! Alles was ich besitze, Don Alonzo gehört von nun an Euch eben so gut als mir; gebiethet über meine Kasse, über —"

„Darf ich Euch bitten, den Brief meines Vaters ganz zu lesen?" unterbrach ihn Alonzo mit bescheidener Miene.

Pedro las:

„Nachschrift: — Glaube nicht, alter Freund, „ich wolle Dir meinen Sohn aufbürden, wie eine „drückende Last; — nein, nur deine Verwendung „für seine Anstellung nehme ich in Anspruch, sonst

„nichts — hörst Du? — sonst nichts! Durch Ge-
„schenke würdest Du ihn und mich erniedrigen.
„Ich hinterlasse ihm so viel, als er vor der Hand
„braucht, bis er durch Deine Fürsprache angestellt
„ist; seinen Unterhalt zu verdienen hat ihm Gott
„Gesundheit und Kraft gegeben."

Eine finstere Wolke flog bey Lesung dieser Worte über Pedro's Stirne, doch bald verschwand sie wieder, und er sprach mit dem ihm eigenen einnehmenden Wesen zu Alonzo: „Ich hoffe wenigstens, Euer Vater hat Euch nicht verbothen, so lange eine Wohnung in meinem Hause anzunehmen, bis ich seinen letzten Willen zu erfüllen im Stande bin?"

Dieses Anerbiethen auszuschlagen wagte Alonzo nicht, aus Furcht den edlen Mann zu beleidigen, und so ward er denn Don Pedro's Hausgenosse. Im täglichen Umgang mit dem erfahrnen Freunde entfaltete sich des Jünglings reines Gemüth immer schöner, und Pedro begann ihn von ganzem Herzen lieb zu gewinnen; wenn er aber seine Antinous-Gestalt betrachtete, konnte er sich der Sorge nicht erwehren, es möchte gefährlich seyn, ihn mit Maria bekannt zu machen, — mit einem Worte, unser Philosoph ward, trotz seiner gerühmten Weisheit, eifersüchtig und beschloß, ihm die bevorstehende Vermählung zu

verschweigen, und Alonzo's Anstellung nach Kräften zu betreiben.

Es konnte diesem nicht unbekannt bleiben, was die ganze Stadt wußte; doch da Pedro seiner Braut mit keinem Worte erwähnte, so hielt er es für rathsam, die Gründe seines Schweigens ehrend, seinem Beyspiel zu folgen.

Ohne viele Mühe erhielt Pedro von der Gnade des Vice-Königs eine anständige Stelle für seinen Schützling. — Kaum hatte Alonzo seinen Posten angetreten, als er eine Reise in Geschäften nach Callao unternehmen mußte, welche ihn auf mehrere Wochen von Lima entfernt hielt. — Mit inniglichem Vergnügen vernahm Pedro diese Nachricht, denn da Alonzo's Rückkehr erst in jene Zeit fiel, wo Maria durch ein heiliges unauflösliches Band die Seinige geworden, so sah er sich durch diese Reise mit einem Mahle aller Besorgnisse enthoben. „Eure Entfernung," sprach er jedoch zu dem Abschiednehmenden: „thut mir leid, weil ich hoffte, durch Eure Gegenwart mein nahes Hochzeitfest verherrlicht zu sehen; doch die Nothwendigkeit gebiethet! So reiset denn in Gottes Nahmen, und kehret bald und wohl in die Arme Eures Freundes zurück."

Alonzo suchte seine Geschäfte so schnell als möglich zu beendigen, denn ihn zog ein gewalti-

ger Magnet nach Lima zurück. — Es gelang über Erwartung und er kam, kurz nach Pedro's Hochzeitfeyer, in dessen Hause an. Dieser konnte und wollte dem Sohne seines Freundes den Anblick seiner jungen Gattinn nicht länger entziehen und ließ sich daher mit ihm bey ihr melden.

Maria war neugierig, Alonzo, von dem ihr Gatte ihr so viel Rühmliches erzählt hatte, kennen zu lernen. Die Thür rauschte auf und herein trat an Don Pedro's Hand — der schöne Unbekannte!

Wie angedonnert standen Maria und Alonzo, während Pedro sie mit den Worten: „Der Sohn meines Freundes — Meine Gattinn" — einander vorstellte.

„Das — das Eure Gattinn?!" rief Alonzo nach einer langen Pause, schlug die geballten Hände vor das Gesicht und stürzte zur Thür hinaus; während Maria, von dieser Scene ergriffen, ohnmächtig auf den Sopha zurück sank, von dem sie sich vor Kurzem erhoben hatte, den Eintretenden entgegen zu gehen.

Pedro wußte nicht, wie ihm geschah. Seiner Gemahlinn beyzuspringen, war seine erste Sorge; kaum hatte sie sich jedoch wieder erhohlt, und er sie der sorgfältigen Pflege ihrer Kammerfrauen anempfohlen, als er zu seinem jungen Freunde

eilte, um von ihm, wo möglich, Aufklärung über diesen sonderbaren Auftritt zu erhalten; allein, er fand sein Zimmer verschlossen. Zu seiner Gattinn zurückkehrend suchte er bey ihr Lösung des Räthsels — ein Strom von Thränen war ihre einzige Antwort!

Eine finstere Ahnung stieg in seinem Busen auf, die keineswegs dazu geeignet war, seine Unruhe zu beschwichtigen. — Nach einigen Stunden peinlicher Ungewißheit ließ ihn Alonzo um eine Unterredung unter vier Augen bitten. Er eilte zu ihm.

Bleich und verstört fand er Alonzo, eine flammende Röthe flog bey seinem Eintritt über des Jünglings Gesicht, die jedoch der vorigen Todesblässe bald wieder Platz machte.

„Ich bin Euch," begann Alonzo nach einer kurzen Pause sichtbaren innerlichen Kampfes, „Erklärung über mein sonderbares Betragen schuldig. Der Verstellung unfähig, will ich offen mit Euch sprechen, und hoffe, Ihr werdet mein Geständniß zu würdigen wissen. Vernehmet denn, ich liebe — liebe mit aller Macht der ersten Neigung — Eure Gemahlinn!"

Die Reihe zu erblassen kam jetzt an Don Pedro „Fürchtet nichts," beschwichtigte ihn Alonzo, „Ihr habt es mit einem ehrlichen Manne zu

thun, der seine Pflicht kennt und ehrt." — Nun fing er an, dem erstaunten Pedro zu erzählen, wie ein Zufall ihn mit Maria bekannt gemacht, wie ihr Anblick sein Herz bezwungen und ihre Sorgfalt, als jene Unpäßlichkeit ihn des Bewußtseyns beraubt hatte, den glimmenden Funken zur hellen, ewig lodernden Flamme angefacht habe. — „Allein," schloß der edelmüthige Jüngling, „sie ist Euer Weib, Ihr seyd ihrer werth. Ich kann nichts thun, als mein unglückseliges Schicksal anklagen! — Nie sehe ich Maria wieder; doch hier in ihrer Nähe zu weilen, ist mir unmöglich. — Ich werde mich noch in dieser Stunde zum Vicekönig begeben und ihn um eine Mission in eine entfernte Gegend, wo möglich in einen andern Welttheil bitten; dieses Gesuch zu unterstützen ersuche ich Euch. Ihr werdet die letzte Bitte von deren Erfüllung meine Ruhe — wenn dieses Herz anders jemahls wieder Ruhe finden kann — abhängt, dem Sohne Eures Freundes nicht abschlagen."

Vergebens suchte ihn der tiefbewegte Pedro von seinem Vorhaben durch allerhand Vorschläge abzubringen; er blieb unerschütterlich bey seinem Entschluß, und Pedro sah sich gezwungen, ihn zum Vicekönig zu begleiten.

„Euer Gesuch, antwortete der Vicekönig auf Alonzo's Bitte: „kommt mir eben gelegen. Ich habe Auftrag, unverzüglich einen erfahrnen Mann nach den Philippinischen Inseln zu senden, der sich genau über den Zustand der dortigen Kolonien unterrichten, dann nach Spanien reisen, und der Regierung treuen Bericht erstatten soll. Hierzu erwähle ich Euch, Don Alonzo, jedoch müßt Ihr Eure Reise spätestens in drey Tagen anzutreten bereit seyn. Im Hafen von Callao ist ein segelfertiges Schiff, das Euch an den Ort Eurer Bestimmung bringen wird."

Dankbar, wie eine beglückende Wohlthat, empfing Alonzo diesen Auftrag, und schon am folgenden Morgen befand er sich, von seinem Freunde, der die Seelengröße des edlen Jünglings voll tiefer Rührung bewunderte, mit dem heißesten Wunsche für sein Wohl begleitet, auf dem Wege nach dem Hafen, wo das Schiff vor Anker lag, das ihn nach einer andern Hemisphäre bringen sollte, wo er Vergessenheit und Ruhe zu finden hoffte!

Maria's Lage war nicht glücklicher! Alonzo's Benehmen, ihres Gatten Erzählung von der Seelengröße des seltenen Jünglings — denn Pedro dachte zu edel, um seiner Gattinn daraus ein Geheimniß zu machen, — überzeugte sie, daß sie

unaussprechlich geliebt ward, geliebt von dem schönsten, dem edelsten Jünglinge. Sie fühlte, was sie mit ihm verloren hatte, und finstere Schwermuth bemächtigte sich ihres Gemüthes. Vergebens trachtete ihr Gemahl und ihre Mutter den Trübsinn zu verscheuchen — ihre frohe Laune war dahin. Sie verehrte Don Pedro, aber lieben — lieben konnte sie ihn nicht.

Auch gegen ihre Mutter hatte sich Maria's Herz gewaltsam verschlossen; sie sah sich gezwungen, sie als Urheberinn ihres Unglücks anzusehen und, so viele Mühe sie sich auch gab, vermochte sie doch nicht das bittere Gefühl zu unterdrücken, das sich ihrer bey'm Anblick derselben bemächtigte. — Es konnte Laura nicht verborgen bleiben, wie viel sie bey ihrer Tochter verloren hatte, auch fühlte sie sich nur allzubald in den Cirkeln der großen Welt nicht an ihrem Platze; sie verließ daher Don Pedro's Haus und bezog ihre alte Wohnung wieder, wo sie, obgleich von ihrem Schwiegersohne reichlich unterstützt, dennoch ein trauriges, freudenleeres Leben führte.

Alonzo hatte, nach einem langwierigen Aufenthalt in den Kolonien, seine Geschäfte glücklich vollendet und den geheischten Bericht in Madrid erstattet. Die Besorgniß, in der Nähe der Geliebten nicht Kraft genug zu haben, der Leiden-

schaft Meister zu bleiben, die ihn verzehrte, beschloß er, nicht mehr nach Lima zurückzukehren. Auf sein Gesuch ward er in der Residenz angestellt und zu manchem schwierigen Geschäft verwendet, wodurch er Gelegenheit erhielt, dem Staate wesentliche Dienste zu leisten.

So waren mehrere Jahre verflossen, als Alonzo eines Tages zu dem Minister gerufen wurde und von ihm den Auftrag erhielt, sich zu einer geheimen Mission bereit zu machen. Der Zweck und der Ort seiner Bestimmung ward ihm in einem versiegelten Paket überreicht, welches er erst auf dem Schiffe, mit dem er abreisen sollte, erbrechen durfte. Alonzo hatte die nöthigen Vorkehrungen bald getroffen und bestieg das bezeichnete Schiff, das, wie es hieß, seinen Anker nach St. Domingo lichtete. Nachdem das Schiff den Hafen verlassen und das offene Meer erreicht hatte, erbrach Alonzo seine versiegelte Ordre und las mit einer Mischung von Freude und Schmerz, daß Lima der Ort seiner Bestimmung sey. Nachdem er sich von seiner Gemüthsbewegung einigermaßen erhohlt hatte, theilte er dem Capitain seine Entdeckung mit; dieser beruhigte ihn mit der Versicherung: daß der Hafen von Callao auch das Ziel seiner Reise und die Fahrt nach St.

Domingo nur ein Vorwand sey, zu welchem er durch höhere Befehle bestimmt worden.

Nach einer langen, beschwerlichen Fahrt erreichte das Schiff gegen das Ende des Oktobers 1746 die Höhe von Lima. Der acht und zwanzigste Oktober neigte sich zu seinem Ende, als dasselbe um halb eilf Uhr Abends im Angesicht des Hafens von Callao erschien. Mit einem Mahle fing das Meer an, ohne alle äußere Veranlassung, anzuschwellen und aufzubrausen, von einem dumpfen Getöse begleitet. Der erfahrne Capitain erkannte in diesem Anzeichen die Wirkung eines Erdbebens; schnell ließ er die Segel einziehen um die Breite zu gewinnen, und rettete auf diese Weise sich und seine ganze Equipage vor dem sichern Untergange; denn eine halbe Stunde darauf überstieg das Meer mit furchtbarer Gewalt sein Ufer und überschwemmte das flache Land Meilen weit: eine große Anzahl Unglücklicher, die sich nach Lima retten wollten, fanden auf der Landstraße den Tod in den Wellen, von drey und zwanzig Schiffen, die sich im Hafen befanden, wurden neunzehn von dem empörten Meere verschlungen, und die übrigen viere mit unglaublicher Gewalt weit hin auf das feste Land geschleudert.

Furcht und Entsetzen herrschte die ganze Nacht hindurch auf dem Schiffe, Alles bebte, doch Alon-

zo am meisten, denn man konnte mit Grund vermuthen, daß die grauenvollen Verwüstungen dieses furchtbaren Aufruhrs der Natur sich auch nach Lima erstreckten, und dort wohnte — Maria!

Endlich brach der ersehnte Morgen an, mit ihm kehrte das besänftigte Meer in sein Bette zurück; doch das regsame Callao mit seinen fleißigen Einwohnern — siebentausend an der Zahl, — war ein Raub der Wellen geworden! Nun vermochte es Alonzo nicht mehr, am Bord auszuhalten. Mit Hülfe eines Kahnes suchte er einen sichern Ladungsplatz und eilte auf Umwegen Lima zu erreichen. Allenthalben stieß er auf Spuren der Verwüstung und erreichte endlich mit unbeschreiblicher Angst die Hauptstadt von Peru, die gestern noch sechszigtausend Einwohner zählte und in stolzer Pracht prangte — doch, wie war es heute!? Von all' den stolzen Thürmen, den schönen Klöstern, den herrlichen Pallästen und Kirchen, war keines der zerstörenden Gewalt entgangen; nur fünf und zwanzig Häuser waren durch ein Wunder unversehrt geblieben.

Ueber Schutt und Ruinen mußte sich Alonzo mühsam einen Weg bahnen, vergebens eine Spur suchend, die ihn zur Wohnung seines Freundes leitete. Als er einen großen Platz erreichte, gewahrte er mehrere Männer, welche große Gru-

ben machten, in welche andere die Todten so lange aufschichteten, als noch Raum übrig war, und sie dann mit Erde deckten. Alonzo bemerkte unter der großen Anzahl von Todten viele Frauen, er sammelte seinen ganzen Muth und prüfte jedes einzelne Gesicht, jeden Augenblick befürchtend, die theuern Züge Maria's zu erkennen. Obgleich sein guter Engel ihn vor dieser fürchterlichen Entdeckung bewahrte, stand seinem Muthe dennoch eine harte Prüfung bevor, denn er erkannte in der letzten Leiche — Laura, Maria's Mutter! Seine Kräfte schienen ihm bey diesem Anblick verlassen zu wollen, denn er konnte beynahe nicht mehr zweifeln, daß Maria ein gleiches Los getroffen, weil es ihm unbekannt war, daß Laura nicht mehr bey ihrer Tochter wohnte. Hoffnung und Liebe richteten jedoch seinen gesunkenen Muth wieder auf. Trotz der allgemeinen Verwüstung gelang es ihm, den Garten zu entdecken, der an Pedro's Pallast stieß. Ueber die Trümmer der eingestürzten Mauer schritt er durch die ihm wohlbekannten Alleen, dem Wohnhause zu, dessen stolze Pracht, in einen Steinhaufen verwandelt, vor ihm lag. Im Hofe sah er zwey Diener Pedro's, welche bemüht waren, Kostbarkeiten, Lebensmittel und Geräthschaften aus den Trümmern hervor zu ziehen. Auf sein stürmisches Forschen

nach dem Schicksal ihrer Herrschaft ward ihm von ihnen zur Antwort: Sie wären gestern in Geschäften auf das nahe Landgut Don Petro's verschickt worden und hätten heute bey ihrer Zurückkunft nur die Ruinen des Pallastes, aber weder Herrschaft noch Dienerschaft gefunden.

Alonzo hoffte, Pedro und Maria könnten, von eingestürzten Mauern verschüttet, in irgend einem noch unversehrten Gemache nach Rettung schmachten; er forderte die beyden Diener auf, ihm bey Durchsuchung der Ruinen behülflich zu seyn und versprach ihnen reichlichen Lohn; doch diese hielten das Wagestück für zu halsbrechend, indem die Erde noch nicht ganz ruhig war und man noch hier und da Mauern einstürzen sah und hörte. Alonzo drehte ihnen verrächtlich den Rücken zu und schritt, so sehr sie ihn auch bathen, von einem Unternehmen abzustehen, das ihn dem sichern Tod entgegen führe, muthig zwischen die Ruinen, einen Eingang suchend. Bald entdeckte er eine Thür, die zu einem festen Gewölbe im Erdgeschoß führte, nur einzelne Steine lagen davor, die leicht übersprungen waren. Die Thür war offen, einige Stufen führten in das dunkle Gewölbe hinab. Kaum hatte er den Boden desselben erreicht, als er im Dämmerschein, welcher durch die geöffnete Thür hereinfiel, einige Schritte vor sich etwas Weißes ge-

wahrte. Hastig eilte er darauf zu und erkannte eine weibliche Gestalt. Er warf sich lautrufend vor ihr nieder, nur das dumpfe Echo des Gewölbes antwortete ihm, unbeweglich lag die weibliche Gestalt in seinen Armen. Entsetzen sträubte sein Haar aufwärts bey dem Gedanken, es sey Maria's Leiche. Nicht länger vermochte er die Schrecken dieses Zweifels zu ertragen, er nahm die Gestalt, mit Anstrengung aller Kräfte auf die Schultern und trug sie in's Freye. Erschöpft sank er mit ihr hin. Den Rest seiner Kräfte sammelnd, richtete er sich nach einer Weile auf, Entscheidung der fürchterlichen Ungewißheit zu erlangen; er sah in das bleiche Gesicht und — erkannte Maria! dieser Anblick raubte ihm das Bewußtseyn, ohnmächtig sank er neben der Leblosen nieder.

Als er wieder zu sich kam, zog sein Rufen die Diener, die ihn schon für verloren hielten, herbey. Mit ihrer Hülfe trug er Maria in den Garten, legte sie auf eine weiche Moosbank und rieb ihr die Schläfe mit Wein, welchen die Diener aus dem Schutt gerettet hatten. Lange blieben seine Bemühungen fruchtlos, doch endlich — o der Wonne! — zeigte der kräftigere Pulsschlag von wiederkehrendem Leben, und nach wenigen Minuten schlug die Angebethete das schöne Auge auf. Alonzo vergaß in diesem Momente

sich, die Welt, Alles, sein ganzes Wesen erfüllte die Wonne die Geliebte durch ein Wunder gerettet zu sehen!

Befremdet blickte die Erwachte um sich, nicht begreifend, wie sie hierher gekommen; da fiel ihr Blick auf Alonzo — plötzlich schien sie, des Vergangenen sich erinnernd den Zusammenhang zu errathen: eine schöne Röthe färbte ihre bleiche Wange, von seligem Entzücken erglänzte ihr Auge, und mit süßen Flötentönen lispelte der holde Mund: „Alonzo! Ihr mein Retter?!"

In nahmenloser Lust drückte der Ueberglückliche ihre dargereichte Hand an seine brennenden Lippen. Das Feuer seiner Küsse schien Maria ihre volle Besinnung wieder zu geben. Erschrocken richtete sie sich auf und rief, scheu um sich blickend: „Wo ist mein Gemahl? Er ist doch auch gerettet?" Das Achselzucken der Diener beantwortete ihre Frage zur Genüge. Schnell raffte sie sich empor und schritt rasch zu Alonzo hin, der, bey ihrer Frage wie vom Blitz getroffen, aufgesprungen und, sich die Augen mit den Händen bergend, einige Schrittezurück gewichen war: „Alonzo, mein Erretter" sprach sie zu ihm: „Euer Freund, mein Gatte ist ein Raub des Todes, wenn Eure Großmuth ihm nicht hülfreiche Hand leistet. In demselben Gewölbe, wo Ihr mich gefunden, muß auch

er seyn. Eilt, rettet ihn, ehe es vielleicht zu spät wird!"

Alonzo sah sie an, mit einem Blick, als wollte er sagen: Grausame, was forderst du von mir! — als aber ihr Auge das seinige traf, da überflog eine dunkle Röthe sein Gesicht, gewaltsam richtete er sich auf und eilte nach dem Gewölbe. Die Diener, durch sein Beyspiel ermuthigt, folgten ihm dieses Mahl; auch Maria versuchte es, doch ihre Kräfte reichten nicht hin, sie mußte zurück bleiben.

Aus einem Winkel des Gewölbes erscholl leises Gewimmer, Alonzo eilte darauf zu — da lag Don Pedro durch einen herabgefallenen Stein schwer verletzt; die Zugluft, welche durch die offen gelassene Thür in das feuchte Gewölbe drang, hatte ihn vor wenigen Augenblicken aus einer schweren Ohnmacht geweckt. Von den Dienern unterstützt brachte Alonzo den Verwundeten in den Garten, legte ihn schweigend neben Maria auf den Rasen und ging, um einen Ort zu suchen, wo man den Kranken schicklich unterbringen könnte.

Ein Pavillon des Gartens stand, bis auf das herabgeworfene Dach, noch ganz, auch fand sich, neben andern Geräthschaften, ein weiches Ruhebett darin. Hierher ließ Alonzo den kranken Freund bringen, nachdem er das fehlende Dach

durch ein Stück Segeltuch ersetzt hatte. Pedro mußte bereits durch seine Gattinn von Alonzo's edelmüthiger Aufopferung unterrichtet seyn, denn als dieser zu ihm trat, ergriff er seine Hand und drückte sie so fest an sein Herz, als seine erschöpfte Kraft es erlaubte: sprechen konnte der Arme nicht, aber eine Thräne trat in sein mattes Auge, die mehr sagte, als Worte auszudrücken fähig sind.

Seine Rührung verbergend, riß sich Alonzo los von dem Freunde, um einen Wundarzt aufzusuchen. Es gelang ihm, gegen Vermuthen, bald einen zu finden; als dieser aber die Wunde des Kranken untersuchte, schüttelte er bedenklich den Kopf, und obgleich Pedro durch die Bemühungen des Arztes die Sprache wieder gewann, so versicherte doch dieser bey'm Weggehen den ihn begleitenden Alonzo, daß er an der Rettung des Patienten zweifle.

Pedro mußte seinen Zustand fühlen, denn er bath, ihm vor Allem einen Priester und einen Notar herbey zuschaffen. Das war in der allgemeinen Verwirrung nicht so leicht. Alonzo und Maria wachten die Nacht hindurch an Pedro's Krankenlager und entfernten sich nur auf sein Geheiß, als am folgenden Morgen der nach langem Suchen endlich gefundene Notar hereintrat;

diesem folgte bald ein Priester: mit Beyden schloß sich der Kranke mehrere Stunden lang ein.

Als Alonzo und Maria endlich auf den Wunsch Pedro's wieder in den Pavillon traten, fanden sie ihn sichtbar erschöpft, er winkte ihnen, näher zu treten und legte ihre Hände in einander, indem er auf ein versiegeltes Papier deutete; dann seufzte er tief auf, wie Einer, der eine drückende Last abwirft, sank zurück — und war nicht mehr!

Groß und aufrichtig war Beyder Schmerz über den Verlust des verehrten Todten.

Maria zog auf ihr Landgut und trauerte in stiller Abgeschiedenheit um den verlornen Gatten; selten erlaubte sie dem geliebten Alonzo, der in Lima zurück blieb, sie besuchen zu dürfen.

Endlich erschien das Ende des Trauerjahres und mit ihm der Tag, wo das hinterlassene Testament Don Pedro's geöffnet werden mußte: so war es von ihm angeordnet worden. Der edle Mann hatte sein ganzes Vermögen seiner Gattinn Maria und seinem Freunde Alonzo vermacht, mit der Bedingung das Beyde sich ehelichen sollten.

Durchdrungen von innigem Dankgefühl segneten die Liebenden die Asche des theuern Todten und priesen laut der Vorsehung Weisheit, welche ihnen aus den Gräueln der Zerstörung des Glückes schönste Blume erblühen ließ.

Bayerische Staatsbibliothek München

Folgende Unterhaltungsschriften der Verlagshandlung verdienen empfohlen zu werden.

Aehrenlese, Sammlung von Bruchstücken zur ältern und neuern Geschichte, Literatur und Völkerkunde. gr. 12. 1819. cartonirt. (In Commission.) 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Antipoden, moralisch-romantische Doppelerzählungen. 1818. broch. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Blüthen und Blumen des Geistes und des Gefühles. Aus Kotzebues Schriften gesammelt und mit Bemerkungen begleitet von Anton Freund. 12. 1819. geh. 8 gr. oder 36 kr.

Fehde, dem Unmuth und der Langenweile. Eine Auswahl Romane u. interessanter Erzählungen. 12. mit 1 Kupf. 1818 broch. 8 gr. od. 36 kr.

Geschichten, kleine abentheuerliche, Erzählungen und Anekdoten. Von K. A. Langbein 12. Mit 1 Kupf. 1817. brosch. 8 gr. oder 36 kr.

Lembert J. W., die Brautwahl, Lustspiel in drey Aufzügen. 12. brosch.

Müller, Friedr., Spanische Liebe. Ein Gedicht in 4 Gesängen 12. 1820. geh. 12 gr. od. 54 kr.

Philipp, C., Zeitgemälde nach erhabenen Gegenständen der Wirklichkeit. Mit Portrait der

Kaiserinn von Oesterreich 8. 1817. brosch.
8 gr. oder 36 kr. Schreibp. 10 gr. od. 45 kr.

Riesch, Franz Grafen von, Bühnenspiele 1. Thl. enthaltend 7 Lustspiele, 2. Thl. 1 Trauerspiel in fünf Aufzügen und 1 Drama in drey Aufzügen enthaltend; 3. Thl. enthält 8 Lustspiele, 4. Thl. enthält 1 Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1 Drama in drey Aufzügen und 1 Schauspiel in drey Aufzügen. gr. 12. gebunden jeder Band 1 Thl. oder 1 fl. 48 kr.
(Die Stücke aus dem 2. und 4. Band sind auch einzeln zu haben).

Seltsame Reisen und Abentheuer vom Herrn Peter von Großmaul, Taufpathen Münchhausens. Mit vielen Kupf. 8. Peru, 1820. geh. (In Commission) 1 Thl. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Stahl, Caroline, Erzählungen. 12. 1820. geheftet 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Tankredi, eine lokale Parodie in zwey Akten. von Adolph Bäuerle. Zweyte Aufl. 8. 1817. brosch. 6 gr. oder 27 kr.

L. (eigentlich Wenzel Tremler) 1779 - 1851, Schauspieler und Mitarbeiter am Burgtheater.

ged. IX, 31, 12.

SEB. SIMMEL
Buchbindermeister
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lembert, Johann Wenzel,

Feder-Proben eine Sammlung kleiner Erzählungen und Novellen

Wien 1821

P.o.germ. 2049 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129301-7